Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Seite

Sirenentöne. Eine Mutter aus den Wolken 1

Zweites Kapitel.

Die Schlange als Mutter 17

Drittes Kapitel.

Ein glücklicher Tag Marquard's 30

Viertes Kapitel.

Der glückliche Tag Marquard's endet in entſprechender Weiſe 55

Fünftes Kapitel.

Dem Corporal Iſerle geht der Mund und dem Wachtmeiſter Schebeſta die Augen auf und was daraus folgt 71

Sechstes Kapitel.

Prokop Schebeſta beweiſt dem Rekruten Hans Bergmann, was er zu effektuiren im Stande iſt 94

Siebentes Kapitel.

Die Praktik des Wachtmeiſters und wie ſie ihm gelungen. 121

Achtes Kapitel.

Seite

Am Teufelsſam 158

Neuntes Kapitel.

Der Graf von Dolabella und Albin — noch ein Brief aus Konſtantinopel 183

Zehntes Kapitel.

Ein Vertrag, in Folge deſſen zwei Männer ihre Aufgaben wechſeln 200

Eilftes Kapitel.

Trau', ſchau', wem? 220

Erſtes Kapitel.

Sirenentöne. Eine Mutter aus den Wolken.

Zu den zahlloſen Prärogativen, welche Mutter Natur der Jugend vor dem Alter verlieh, gehört auch ein tiefer, feſter Schlaf.

Das Kind wirft ſich auf's Lager; ob dies hart iſt oder weich, ob an gewohnter Stelle es ſteht oder nicht, ob in der Fremde oder daheim, der Schlaf zögert nie, ſondern ſenkt ſich raſch herab und ſchließt ihm die Aeuglein, die, entgegengeſetzt den Sternen des Himmels, nur am Tage leuchten.

Die Griechen und Römer rangirten den Schlaf, ſowie die Nacht und den Tod zu den Höllengöttern, ihnen galt der Schlaf als ein Bruder des Todes und dieſe Vorſtellung hat ſich bis in unſere

Zeit, wie mancher andere klaſſiſche Unſinn — natürlich nur unter den Poeten — fortgeerbt.

Der Menſch lebt nie mehr, als wenn er ſchläft, der Lebensprozeß in ihm geht da am lebhafteſten vor ſich. Kräfte und Säfte, im Wachen aufgezehrt oder gar vergeudet, erſetzt der fleißige Arbeiter Schlaf, und er ſollte ein Bruder des Todes ſein?

Der geſunde Sinn des Volkes hat die Natur des Schlafes richtiger erfaßt und iſt der poetiſchen Phraſe bewußtlos entgegengetreten, indem er behauptet: „Kinder ſoll man lange ſchlafen laſſen, denn ſie wachſen im Schlafe.“

Die Brüder Depaul, als Gäſte der Marcheſa Vendetta, ruhten noch immer in den Armen des Gottes mit dem Mohnkopfe in der Hand.

Mitternacht war längſt vorüber, mit ihr war das letzte Gewölk fortgezogen, ein Nachzügler der gewaltigen Heermaſſen, die am Abende vorher den großen Kampf geliefert hatten; der Himmel ſpannte ſich jetzt heiter und ſternbeſäet über die regengeſättigte Erde.

Es wurde erwähnt, daß die Brüder zwei aneinander gränzende Cabinette angewieſen erhielten.

Um die Zeit des erſten Morgengrauens ging in

jenem, wo Albin ſchlief, eine Tapetenthür geräuſchlos auf und die Marcheſa trat herein.

Sie war vollkommen angekleidet, verſchleiert und trug in der linken Hand eine halbverdeckte Lampe, deren Lichtſtrahlen ſie auf das Antlitz des ſchlafenden Jünglings fallen ließ.

Albin fuhr empor.

Die Herrin des Hauſes gebot ihm, indem ſie den ausgeſtreckten Zeigefinger vertikal an die Lippen legte, zu ſchweigen, näherte ſich ihm vollends und liſpelte ihm zu:

„Erhebe Dich, mein Sohn, und folge mir, jedoch leiſe und geräuſchlos, daß Du den Bruder nicht weckeſt, ich muß mit Dir im Geheimen ſprechen.“

Der junge Menſch, raſch ermuntert, hüllte ſich in ſein Oberkleid und folgte der Dame des Hauſes.

Die Tapetenthür verband das Cabinet mit dem Schlafgemache der Marcheſa.

Albin mußte ſich hier auf dem Sopha niederlaſſen, eine Decke von Atlas ſchützte ihn vor der Morgenkühle, die Herrin, nachdem ſie die Lampe auf den Tiſch geſtellt, ließ ſich ihm zu Häupten in einen Armſeſſel nieder und begann hierauf:

„Biſt Du vollkommen munter, mein Sohn?“

„Ich bin es, gnädige Frau, ich habe bereits genug geſchlafen, der Tag kann nicht mehr fern ſein.“

„Du irrſt Dich nicht, mein Sohn, ehe eine Stunde vergeht, wird es licht ſein, doch bis dahin ſind wir mit unſerer Unterhaltung zu Ende. Hör' mich an, lieber Albin, ich will mit Dir ſprechen, wie mit einem Manne, Dein Geiſt, Deine Ausbildung, Dein kluges Benehmen, kurz Dein ganzes Weſen ermuntern mich dazu. Ich habe bereits von Deinem Bruder erfahren, daß Ihr keine Verwandten beſitzt, ſondern Euch ſelbſt überlaſſen ſeid und von unbekannter Hand eine Unterſtützung genießt.“

„So iſt es, gnädige Frau.“

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Meinung ausſpreche, die erwähnte Unterſtützung komme von jenem Manne, der die Schuld an dem traurigen Ende Eures Vaters trägt . . . “

„Von dem Fürſten Rakoczy?“

„Bezweifelſt Du meine Anſicht?“

„O nein, ſie mag vielleicht die richtige ſein.“

„Sie iſt es, glaube mir's, mein Sohn, und daß

es so ist, erfüllt mich mit Schmerz. Wollt Ihr in die Fußstapfen Eures Vaters treten?"

„Niemals, gnädige Frau."

„Warum weist Ihr also Gnaden nicht zurück, welche von einem Feinde unseres Landes herrühren?"

„Ich bekenne aufrichtig, daß weder ich, noch Marquard bisher darüber nachdachten. Ueberdies blieb die Unterstützung in den letzten zwei Jahren fast ganz aus." —

„Ich begreife, weil der alte Fürst starb und dem jungen die Großmuth des Vaters fehlt. Ich habe beschlossen, Euere Lage umzugestalten. Du liebst wohl Deinen Bruder?"

„Ich hänge mit ganzer Seele an ihm."

„Würde es Dir große Freude bereiten, ihn glücklich zu machen?"

„O, wär' ich es im Stande! Doch wie käme ich dazu? Bin ich ja selbst ein armer Mensch, der nichts ist und nichts hat."

„Wie aber, wenn man Dich in die Lage versetzte, etwas zu werden und viel zu besitzen?" —

„Dann freilich, dann könnte ich auch Marquard glücklich machen!"

„Und Du ſollſt es können, ſo wahr Du der Sohn Deiner Mutter biſt, ſo wahr als Deine Mutter mir eine treue Dienerin geweſen!“

Armer Albin! Er ahnte die maßloſe Perfidie nicht, die ſich hinter dieſer Betheuerung verbarg. Vor ſeinen Augen flimmerte nur das verheißene Glück, deſſen Füllhorn in ſeine Hand gegeben werden ſollte, um es über dem Haupte des Bruders auszuleeren.

Die Marcheſa ergriff die Hand des Jünglings, ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken und fuhr fort vertraulich und zärtlich, wie nur eine Mutter ſprechen kann:

„Ich habe heute eine ſchlafloſe Nacht zugebracht und weißt Du weshalb? Weil ich mich mit Dir, mit Deiner Zukunft beſchäftigte!“

„O, gnädige Frau, wie gütig ſind Sie!“

„Ich kenne Dich erſt wenige Stunden, mein Sohn, und dennoch habe ich Dich ſchon liebgewonnen, ſo lieb, als wäreſt Du mein eigenes Kind. Möchteſt Du wohl mein Sohn heißen?“

„Ob ich möchte? Ach! gnädige Frau, ich würde kein größeres Glück kennen, als Sie lieben zu dürfen, wie ein Sohn die Mutter liebt.“

„Siehe, lieber Albin, ich ſtehe ganz allein auf der Erde, ſowie Euch, lebt auch mir keine verwandte Seele hienieden. Dieſe traurige Lage, dann das freundliche Andenken, welches ich Deiner Mutter bewahre, endlich die Liebe, Die mich zu Dir zieht, haben mich den Entſchluß faſſen laſſen, Dich an mich zu ketten, Dein Glück und damit auch das Glück Deines Bruders zu gründen. Marquard ſagte mir, Du wolleſt Dich, wie er, dem Waidwerke widmen; in dieſem beſcheidenen Stande erwartet Dich eine nur beſcheidene Exiſtenz. Im Walde blüht das Glück nicht, dieſe tropiſche Pflanze gedeiht am raſcheſten in der Sonnengluth des großſtädtiſchen Lebens. Ich will Dir die Thore der Wiſſenſchaft erſchließen laſſen. Du ſollſt die Welt und die Menſchen kennen lernen, Du ſollſt mit mir in fremde Länder reiſen . . . "

„Und Marquard?" fragte Albin, mit einem Male ſtutzig geworden, „ſoll ich mich von Marquard trennen?"

Die Marcheſa, auf dieſe Frage im Voraus gefaßt, erwiderte noch liebreicher wie früher:

„Marquard hat ſeinen Beruf bereits gewählt und würde, ſo er uns begleiten müßte, ihm nur entzogen werden."

„Sie haben recht, gnädige Frau“, antwortete der Jüngling, „der Bruder kann nicht fort von hier und deshalb . . . “

„Nun, mein Sohn, warum ſtockt Deine Rede? Fahre nur fort.“

„Deshalb, ich flehe Sie an, mir nicht zu zürnen, deshalb muß auch ich auf Alles verzichten, denn ich trenne mich von Marquard nicht.“

Die Marcheſa ſtellte ſich von der Weigerung des jungen Menſchen überraſcht.

„Du willſt Dich von Deinem Bruder nicht trennen?“ fragte ſie mit dem Tone des Zweifels, als glaube ſie, ſchlecht gehört zu haben.

„Ich kann es nicht, gnädige Frau, ich kann es nicht!“

„Das iſt nicht Dein Ernſt, lieber Albin! Angenommen, Deine Mutter lebte noch und ich ließe mich herbei, Dich unter meine Obhut zu nehmen, mit dem Verſprechen, Dein Glück zu gründen, meinſt Du, Deine Mutter würde einen Augenblick gezögert haben, Dich mir anzuvertrauen?“

Albin getraute ſich dieſe Frage nicht zu verneinen.

„Und hätteſt Du in dieſem Falle Dich geweigert, mir zu folgen?“

„Ich hätte der Mutter gehorcht“, verſetzte er ſchüchtern, „wie jetzt dem Bruder.“

„Wenn alſo Marquard es Dir befehlen würde?“

„Dann willigte ich in die Trennung.“

„Und ich, was meinſt Du wohl, würde ich in dieſem Falle thun?“

Der Jüngling blickte die Dame fragend an.

„Ich“, beantwortete die Marcheſa ihre eigene Frage, „ich zöge bei ſolchem Bewandtniſſe meine Hand von Dir ab und tröſtete mich mit dem Bewußtſein, Dein Beſtes gewollt zu haben und von Dir zurückgewieſen worden zu ſein.

„Ach, gnädige Frau, Sie zürnen mir?“ klagte Albin.

„O nein, mir widerſtrebt es bloß, ein Weſen an mich zu ketten, welches mir nicht aus eigenem Herzensdrange folgt, ſondern weil ein Anderer es ihm befiehlt. Ich ſehe ein, ich habe mich in Dir getäuſcht, mein Sohn, ſonſt nichts.“

„O mein, gnädige Frau, Sie haben ſich in mir nicht getäuſcht, ich verehre Sie gewiß, ich liebe Sie, wie ich meine Mutter lieben würde.“

„Du täuſcheſt Dich in Deinem Gefühle, Du entſinnſt Dich Deiner Mutter nicht mehr, Kindesliebe iſt Dir fremd, Du weißt auch nicht, wie man eine Mutter liebt. Empfändeſt Du wirklich, was Du ſagſt, Du möchteſt Dich keinen Moment beſinnen, ſondern mir folgen, ſelbſt gegen den Willen Deines Bruders. Und das iſt's, was ich von Dir verlange, vermagſt Du nicht, mich zu lieben, als wäre ich Deine Mutter, dann iſt es beſſer, ich verſchließe mein Herz den Gefühlen, die Deine Nähe zu immer größerer Heftigkeit anfachen würde. Ich habe dieſes Geſpräch deshalb unter vier Augen gewünſcht, weil ich Deinen Willen erfahren wollte, bevor er von Deinem Bruder beeinflußt wird, weil ich den Wärmegrad Deiner Gefühle meſſen, mit einem Worte, weil ich mich überzeugen wollte, ob meine Liebe, meine Beſtrebungen für Deine Zukunft in Deinen Augen den Werth beſitzen, Dich auf den Umgang mit Deinem Bruder auf kurze Zeit verzichten zu laſſen. Ich weiß nun den Beſcheid und danke Dir für Deine Offenheit."

Die Dame ſprach dieſe Worte in einer Weiſe, welche vermuthen ließ, ſie gedenke die Unterhaltung zu beendigen.

Der Jüngling war in eine peinliche Verlegenheit verſetzt.

Die Hoffnungen, welche die Marcheſa in ihm wach gerufen, die herrlichen Ausſichten, die ſie ihm eröffnete, das Glück, ſo ſie ihm und dem Bruder verhieß, ſiedelten ſich in ſeinem Kopfe ſo überaus ſchnell an und fanden hier einen ſo günſtigen Boden, daß es ihm bereits ſchwer fiel, ſich von dem Allen zu trennen, er beſaß Verſtand genug, die Wichtigkeit des Moments zu erfaſſen und fing bereits an, gegen die Liebe, die ihn zu dem Bruder und Beſchützer zog, anzukämpfen.

Fürchtend, die Dame werde ſich erheben und von dannen gehen, ſchmiegte Albin ſich kindlich an ſie, ergriff ihre Hand und drückte ſeine heiße Stirn an deren innere Fläche, gleichſam um die Marcheſa das Symptom ſeiner Erregung fühlen zu laſſen.

„Gnädige Frau“, bat er, „verlaſſen Sie mich nicht, ich flehe Sie an, verziehen Sie noch einige Minuten, ich habe ja noch keinen Entſchluß gefaßt; ich betheuere Ihnen, daß ich Sie liebe, verehre, wenn ich aber trotzdem von meinem Bruder, meinem einzigen

Freunde und Verwandten, ſchwer mich trenne, können Sie es mir verübeln?"

„Du mußt bedenken, lieber Sohn", tröſtete ihn die Dame, „daß Du mit Marquard in Verbindung ſtehen wirſt, daß es ihm unbenommen bleibt, ſo lange Ihr Euch nahe ſeid, Dich zu beſuchen; überdies ſind ein paar Jährchen bald verſtrichen und Du eroberſt Dir das Bewußtſein, des Bruders Glück gefördert zu haben."

Der Jüngling ſeufzte tief auf, die Sirene fuhr fort: „Fühlte ich nicht eine bereits ſo tiefe Neigung zu Dir, ich würde kein Wort mehr verlieren, Dich zu überreden. Du haſt die Wahl, das Almoſen aus der Hand des malcontenten Fürſten fortzubeziehen — vielleicht bleibt es auch ganz aus — oder Dir ſelbſt, ohne Mühe, ohne Sorge, eine glänzende Zukunft zu bahnen. Ich erfreue mich in Wien ausgezeichneter Verbindungen, haſt Du Dich erſt ausgebildet, ſo ſtehen Dir die Wege zu Ruhm und Ehren offen, Du kannſt in wenigen Jahren ſpielend erreichen, wonach Tauſende ihr ganzes Leben lang ſich vergebens abmühen. Doch wozu vergeud' ich Worte? Wäreſt Du ein Mann, Du hätteſt ſchon bei meinem Antrage, ohne daß es meines Zuredens bedurfte, Dich entſchieden; Du aber

biſt im Grunde doch nur ein Kind und nicht im Stande die Vortheile zu ermeſſen.

Durch Albin's Herz fuhr es bei dieſen Worten wie ein Dolchſtich.

Die Schlange hatte in ſchlauer Erkenntniß ſeines Charakters deſſen verwundbarſte Stelle getroffen; ſein Stolz, ſeine Eitelkeit bäumten ſich auf und zerſtäubten mit einem Male jede Bedenklichkeit.

Der Kampf entſchied ſich zu Gunſten der Marcheſa.

„Gnädige Frau", verſetzte Albin, „wenn auch erſt vierzehn Jahre alt, bin ich doch kein Kind mehr. Ueberlegung ziert den Mann und ich habe überlegt."

„Und Dein Entſchluß?" fragte lauernd die Dame.

„Ich willige ein, bei Ihnen zu bleiben."

„Steht dieſer Vorſatz feſt?"

„Ja!"

„Wirſt Du Mann bleiben und ihn behaupten?"

„Gewiß!"

„Du ſollſt es nicht bereuen. Jetzt, mein Sohn, ſind wir einig, begib Dich wieder in Dein Cabinet."

Albin vollzog den Befehl ſeiner neuen Protectorin, die Sirene hatte ihren Zweck erreicht.

Als Ulyſſes an dem ſteilen Felſen am Meeresufer, wo die Sirenen, die ſchönen Töchter des Achelous, ihren Wohnſitz hatten, vorüberſchiffte, ließ er, um ihren Schlingen zu entgehen, um durch die Schönheit ihres Geſanges nicht verlockt zu werden, ſich an den Maſtbaum ſeines Schiffes binden und ſeine und ſeiner Gefährten Ohren mit Wachs verſtopfen.

Ob dieſe Vorſichtsmaßregeln eines wirklichen Helden — als welcher Ulyſſes geprieſen wird — würdig waren? bleibe zur Entſcheidung den Griechen und ihrer Mythologie überlaſſen, der kluge Ulyſſes erreichte damit jedenfalls ſeinen Zweck, und die Sirenen — es waren deren nach Homer zwei — geriethen über ſeinen Widerſtand in ſolche Verzweiflung, daß ſie ſich vom Felſen herab in's Meer ſtürzten und deren untere Leibeshälften, von den Hüften angefangen, ſich in Fiſche verwandelten.

Hätte Albin vor den Klängen der neuen Sirene ſein Ohr verſtopft, ſie wäre ſicher auch in Verzweiflung gerathen, und nicht bloß die Hälfte, ſondern ihre ganze Geſtalt hätte ihm die Schlange gezeigt.

. . . . . .

Marquard hatte am Morgen kaum das Lager ver-

laſſen, als er zur Marcheſa beſchieden wurde, wo er den Bruder bereits antraf.

Die Dame theilte ihm mit, was ſie für Albin zu thun entſchloſſen ſei, und ſprach die Erwartung aus, daß er dem Glücke des Jünglings nicht hinderlich entgegentreten würde.

Marquard fand das Anerbieten der Marcheſa durch das frühere Verhältniß ſeiner Mutter zu ihr motivirt und verſuchte bezüglich der vorgeſchlagenen zeitlichen Trennung einige beſcheidene Einwendungen. Nachdem jedoch dieſe in der Weiſe wie früher bei Albin bekämpft wurden, überließ er die Entſcheidung dem Bruder.

Dieſe fiel natürlich bejahend aus.

Marquard's Augen erweiterten ſich, um ſeine Lippen ſpielte ein ſchmerzhaftes Lächeln.

Daß der Jüngling ſich ſo raſch entſchließen werde, ihn zu verlaſſen, hatte er nicht erwartet, er wußte nicht, welchen Kampf Albin bereits überſtanden.

Marquard vermied es, dem jüngeren Bruder irgend welche Vorſtellungen zu machen, er wußte, daß, wenn dieſer einmal einen Vorſatz gefaßt hatte, man ihn nicht ſo leicht davon abzubringen vermochte, und dann ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, der Jüngling werde

nach einigen Tagen, von Sehnſucht übermannt, freiwillig zu ihm zurückkehren, da er von Jugend auf an ihn gewöhnt war.

Der ganze Vorfall berührte ihn indeſſen ſo ſchmerzlich, daß er ſeinem Aufenthalte im Jagdhauſe ein Ende machte und unter einem ſchicklichen Vorwande, mit dem Verſprechen, in einigen Tagen wiederzukommen, ſich verabſchiedete.

Die Marcheſa ließ Albin nicht mehr aus den Augen und verhinderte, daß Marquard mit ihm allein blieb.

Beim Abſchiede zeigte Albin eine ſtaunenswerthe Selbſtüberwindung, er umarmte den Bruder, küßte ihn, ſo furchtbar jedoch der Schmerz in ſeiner Bruſt wüthete, er vergoß keine Thräne, er wollte ſeiner Beſchützerin zeigen, daß er ein Mann ſei.

Marquard ſtand einem neuen Räthſel gegenüber; er ſeufzte und verließ traurig das Jagdhaus.

Zweites Kapitel.

Die Schlange als Mutter.

Außer der Liebe gibt es nur noch Eine Leidenſchaft, welche jener zähen Ausdauer, jener Kraftentfaltung fähig iſt wie ſie — die Rache.

Was hatte die Marcheſa nicht Alles gelitten, unternommen, um die gewaltige Leidenſchaft, welche ihre Bruſt in einen Vulkan umgewandelt, zu befriedigen?

Mit welcher Katzenvorſicht begann ſie an ihr Ziel heranzuſchleichen!

Was ſie bis jetzt ausgeführt, waren nur noch Vorbereitungen zu dem fürchterlichen Drama, welches ihre blutige Phantaſie erſonnen, es waren nur die Mittel zum Zwecke.

Ihre Selbſtverſtümmelung, die Wahl des einſamen Waldhauſes zur Wohnung, das Geheimnißvolle, mit dem ſie ſich, ihr Haus und ihr Thun umgab, der Frauenkreis, den ſie um ſich verſammelt, Alles dies waren nur Mittel, erſonnen, um den jungen Menſchen, den ſie ſuchte und der vom Zufall ihr in die Arme geführt wurde, zu umſtricken.

Die Mittel dieſer gefährlichen Frau waren ſo ſchlau gewählt, daß ſie bei jedem vierzehnjährigen Jünglinge den nämlichen Erfolg wie bei Albin erzielen mußten.

Nachdem ſie den jungen Menſchen erfaßt hatte, begann ſie jene Schlangenringe um ihn zu ziehen, welche ihn ganz und gar ihrer Gewalt anheimgeben ſollten, damit keine Vorſtellung, keine Ueberredung ihn ihrem Einfluſſe entreiße.

War die Macht, welche Marquard bisher über Albin ausübte, gebrochen, dann erſt hatte die Marcheſa ſich das Werkzeug ihrer Rache geſichert.

Nachdem Marquard das Waldhaus verlaſſen, umarmte die Mutter aus den Wolken ihren Sohn, liebkoſte ihn zärtlich und ſagte zu ihm: „Bisher hatteſt Du nur Eine Liebe, die zu Deinem Bruder, von jetzt an beſitzeſt Du auch die einer Mutter; ach Albin, wird Dein Herz Raum genug haben für dieſe zweite Liebe?“

Der Jüngling ergoß ſich in einen Strom von Betheuerungen, die eine günſtige Aufnahme fanden.

Die Marcheſa leitete ihn hierauf in ein Gemach, wo er zwei Mädchen traf, welche ihm als Geſellſchafterinnen der neuen Mutter vorgeſtellt wurden.

Es waren reizende Geſchöpfe, äußerlich ohne Makel, ohne Fehl, gleich jenen keuſchen römiſchen Prieſterinnen, denen es oblag, das geheiligte Feuer der Veſta ſtets im Brande zu unterhalten.

Eine der Schönen hielt eine Laute in den Armen, deren Töne beim Eintritte der Marcheſa verſtummten, die andere ſaß am Rahmen, die Augen auf die bunte Stickerei geſenkt, ohne daß ſie es wagte, den Blick zu erheben.

Die unerwartete angenehme Geſellſchaft übte auf den Jüngling den beabſichtigten Reiz und verſcheuchte raſch den Schmerz über die Trennung von dem Bruder.

Die Mutter mit kunſtgeübter Hand knüpfte unbemerkt die Fäden, welche den jungen Menſchen und die beiden Mädchen einander näher bringen ſollten, Albin gewann bald ſeine Unbefangenheit und überließ ſich dem lebhaften Eindrucke, den Anmuth und Schönheit jedes Mal üben.

Auf Befehl der Marcheſa mußte die Laute wieder ertönen, und der Jüngling lauſchte entzückt dem duftigen Liedchen, welches von den Lippen der reizenden Sängerin floß, während ihre ſchlanken roſigen Fingerchen in den harmoniſch geſtimmten Saiten wühlten.

Der letzte Ton verhallte, das gesprochene Wort trat an die Stelle der Musik, doch dem Jünglinge dünkte jeder Laut, welcher über die Pfirsichblüthen-Lippen quoll, wie Wohlklang und Harmonie.

Die Unterhaltung bewegte sich in keinem regelmäßigem Geleise, sondern flog, wie die Bienen von Blume zu Blume, um aus jeder ihr Honigtheilchen zu sammeln. Dabei kam unter Anderem auch die Sprache auf Marquard's Einführung durch Fräulein Editha von Falk, und Albin verrieth, daß ihm die Abenteuer des Bruders in jener Nacht bekannt seien.

Die Marchesa stellte sich, als sähe sie darin einen Wortbruch von Seiten Marquard's, der doch Verschwiegenheit über diese Vorfälle gelobt hatte; Albin vertheidigte den Bruder.

„Mir gegenüber", sprach er, „brauchte Marquard aus seinem Erlebnisse kein Geheimniß zu machen, da Sie, gnädige Frau, ihm auftrugen, mich hieher zu bringen, und ich früher oder später doch selbst Alles mit angesehen haben würde."

„Kann man auf Deine Verschwiegenheit bauen?"

„Wenn ich einmal mein Wort gebe, ja."

„Wahrscheinlich so fest, wie auf die Verschwiegen-

heit Ihres Herrn Bruders", lächelte spöttisch die reizende Sängerin.

Albin sah sie mit schelmischem Blicke an und sagte: „Versuchen Sie es, vertrauen Sie mir ein Geheimniß an, und Sie werden sehen, ob ich verschwiegen sein kann?"

„Ich möchte die Probe wagen", lautete die Antwort, „leider besitze ich keine Geheimnisse."

„Keine? Wer weiß?"

„O, o, Herr Depaul!"

„Haben Sie keinen Vetter, oder wie die Nachbarn es nennen, keinen Liebsten?"

Die schöne Sängerin wurde über und über roth, das andere Fräulein lachte laut auf, die Bewegung der verschleierten Dame verrieth Ueberraschung.

„Was wissen Sie davon?" fragte die Schöne am Stickrahmen.

„O genug, ich weiß, daß schöne Mädchen einen Mann zum Liebsten wählen und daß dies allemal ein Geheimniß ist."

„Ist Ihr Bruder bereits eines Mädchens Liebster?"

„Er hofft es in Kurzem zu werden."

„Und wer ist das Mädchen?"

„Das darf man nicht verrathen.“

„Ah, Sie verſtehen alſo wirklich zu ſchweigen?“

„Wie Sie ſich eben überzeugen. Da wir grade von dieſer Sache ſprechen, könnten Sie mir vielleicht ein Räthſel löſen.“

„Laſſen Sie hören.“

„Vor Kurzem bat auch ich ein Mädchen, mich zum Liebſten zu wählen —“

Die drei Damen ſtutzten.

„Das Mädchen“, fuhr Albin fort, „lachte mich aus und ſagte, ich hätte mir Dinge in den Kopf geſetzt, die ich nicht faſſen könne. Das erſcheint mir nun räthſelhaft. Warum ſoll ich dieſe Dinge nicht faſſen können? Ich habe in der Schule Alles begriffen, man brauchte es mir nur zu erklären.“

Wer in dieſem Momente den Blick der Marcheſa hinter dem Schleier hätte ſehen können, würde ſich davor entſetzt haben. Phosphorfunken ſprühten aus den erweiterten Pupillen, es war der Blick einer Schlange, welcher den Vogel zwingt, von Zweig zu Zweig herabzuſpringen und ihr in den Rachen zu fallen.

„Ich begreife, mein Sohn“, nahm ſie mit beweg-

ter Stimme das Wort, „daß Dir die Aeußerung des Mädchens räthſelhaft erſchien, eine Erklärung davon läßt ſich jedoch mit Worten nicht geben, eben ſo wenig wie man einem Blindgeborenen einen Unterſchied der Farben zu verſinnlichen vermöchte. Du mußt Dich daher gedulden, bis ſich Dir das Räthſel von ſelbſt löſt.“

„Wird es das?“

„Eher, als Du es erwarteſt.“

Dieſe Unterhaltung gewährte der Mutter aus den Wolken einen Blick in das Herz ihres Sohnes und ſie dachte dabei: „Wie in Allem, ſo wird er auch darin ſeinem Vater gleichen, er wird ſinnlich ſein und lüſtern wie dieſer. Guter Eſſig wird zeitlich ſauer.“

. . . . . .

Der Tag verſtrich dem Jünglinge raſch wie eine Sommernacht, wo der Traumgott, der phantaſiereichſte aller Dichter, uns mit dem heiterſten ſeiner dramatiſchen Spiele ergötzt.

Allen Regeln des Dramas entgegen findet man in dieſen Dichtungen keine der drei bedingten Einheiten: Märchen, Tragödie und Luſtſpiel ſind oft in-

einander verwoben und merkwürdiger Weiſe endet jedes Stück an der effektvollſten Stelle, ohne Befriedigung und konſequente Löſung, der Knoten wird in Alexander'ſcher Weiſe zerhauen, indem man — erwacht.

Das Seltſamſte in dieſen Spielen bleibt es jedoch, daß der Träumende jeder Zeit mit der Hauptrolle bedacht iſt und daß er ſeine improviſirte Aufgabe mit einer bewunderungswürdigen Kunſtfertigkeit löſt. Er füllt, wie die Recenſenten ſchreiben, jedes Mal ſeinen Platz vollkommen aus.

Albin, obgleich er wachte, kam es dennoch vor, als umgaukelten ihn Geſtalten eines angenehmen Traumſpieles, das Anmuthige und Zarte einer Frauengeſellſchaft, ihm bisher fremd, flößten ihm ein ſo lebhaftes Intereſſe ein, daß er keine Zeit gewann, der Trennung von dem Bruder zu gedenken. Ein neues Blatt im Buche des Lebens nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, Gefühle, welche im alleinigen Umgange mit Marquard noch einige Jahre bloße Ahnungen geblieben wären, zeitigten raſcher unter dem Einfluſſe von Frauenaugen, deren Gluten gleich der Treibhaushitze frühreife Früchte erzielen.

Marcheſa Vandetta ſorgte dafür, daß Zerſtreuung

auf Zerſtreuung folgte und der Jüngling nicht zum Ueberlegen, nicht zur Beſinnung kam; ſie ſchmiedete mit Emſigkeit an den Feſſeln, welche ihr Opfer immer feſter an ſie ketten ſollten.

Bald beſchäftigte ſie ihn auch mit Plänen für die Zukunft, mit den glänzendſten Ausſichten zum Ziele, bald wieder mit dem zauberiſchen Bau von Luftſchlöſſern, und weckte in ihm Ehrgeiz, Ruhmſucht und die Luſt zu Abenteuern.

Albin überließ ſich widerſtandslos dem Einfluſſe der Frau, deren Herrſchaft über ihn ſich immer weiter ausbreitete, ähnlich jenen Eroberern, die, wenn ſie erſt den feindlichen Boden mit Einem Fuße betraten, mit ihren Waffen ſich das ganze Land unterwerfen. Und welche Waffen beſaß nicht Marcheſa Vendetta!

Raſch wie der erſte Tag verflog dem Jünglinge auch der zweite, der Abend fand ihn in Geſellſchaft der neuen Mutter, die in einem Armſtuhle ſaß, während er in einem großen Buche blätterte, in einer bebilderten Chronik, deren Inhalt ihn in längſt vergangene Tage zurückverſetzte.

„Gefällt Dir das Buch, mein Sohn?“ fragte ihn die Dame, die Stille unterbrechend.

„Gewiß, gnädige Frau", lautete die Antwort, „ich erfahre daraus eine Menge Dinge, welche mir bisher fremd waren."

„Deine Wißbegierde freut mich; die Gelegenheit, recht viel zu lernen, ſoll Dir bald geboten werden."

„In dieſem Hauſe?"

„Anfangs hier, ſpäter auf der Reiſe."

„Ich verſpreche, fleißig zu ſein, gewiß recht fleißig."

„Du wirſt mir damit große Freude bereiten, und ich werde nicht ruhen, bis ich Dich zum glücklichen Menſchen gemacht. Wirſt Du mich dafür auch recht innig lieben?"

„O, gnädige Frau", verſetzte Albin wie begeiſtert, „wenn Sie wüßten, wie innig ich Sie jetzt ſchon liebe!"

„Du fühlſt Dich alſo zufrieden?"

„Zufrieden bis auf Eines."

„Und das iſt?"

„Daß ich meine Wohlthäterin nur an ihren Werken kennen darf."

„Ah, Du willſt ein Mann ſein und biſt neugierig!"

„Nicht eitele Neugier iſt's, die mich dieſe Worte ausſprechen läßt, ſondern der Wunſch, das Bild meiner

Beſchützerin meinem Geiſte einzuprägen, wie deren Wohlthaten ſich mir bereits in's Herz geſchrieben."

Die Marcheſa ſann eine Weile nach, dann erwiderte ſie:

„Du weißt, mein Sohn, daß ein Gelübde mir verbietet, mein Antlitz vor jedem Manne zu entſchleiern, indeſſen, wem es wie Dir geſtattet iſt, fortwährend um mich zu ſein, den wird ſicher einmal ein günſtiger Moment zufällig erblicken laſſen, was ich ihm nicht gewähren darf."

Sollte dieſer Troſt den Jüngling bloß beſcheiden, oder gedachte die Marcheſa ihn in Wirklichkeit ihr entſetzlich verſtelltes Antlitz, als geſchähe es zufällig, ſehen zu laſſen?

War der Eindruck, den ihr Geſicht auf ihn machen mußte, geeignet, ihre Abſichten zu begünſtigen?

Die erfahrene Frau machte ſich aus der Wirkung kein Hehl, ſie knüpfte daher ihren Schleier ſorgfältiger wie bisher, erſann jedoch ein trügeriſches Spiel, welches den jungen Menſchen nicht nur in einer ihr günſtigen Weiſe befriedigen, ſondern in der Kette, mit welcher ſie ihn umſchlang, einen Ring mehr bilden ſollte.

Was führte das dämoniſche Weib im Plane?

Wir wollen es in wenigen Zeilen erzählen.

Am Morgen nach der eben wiedergegebenen Unterredung begab Albin ſich nach dem kleinen Garten, welcher am Waldhauſe lag, weil er hier, wie am vorhergehenden Tage, um dieſelbe Zeit die Herrin zu treffen hoffte.

Das Gärtchen war leer.

Er wartete eine Weile, die Marcheſa kam nicht.

Der Jüngling kehrte in das Haus zurück, traf in dem Corridor Suſanna und erkundigte ſich, ob die Dame heute ſchon ſichtbar geweſen?

Das Mädchen antwortete, die gnädige Frau befinde ſich bereits in ihrem Arbeitszimmer.

Der Blondkopf begab ſich alſo dahin.

Er trat unbefangen und ahnungslos ein.

Das Zimmer war leer, die Thür jedoch, welche von hier in's Schlafgemach der Dame führte, angelweit offen.

Albin näherte ſich ihr, in demſelben Momente erblickte er im Schlafgemach die ſchwarzgekleidete Geſtalt der Marcheſa, welche ihm dem Rücken zukehrte.

Durch das Geräuſch ſeiner Schritte aufmerſam

geworden, wendete ſie das unverſchleierte Antlitz nach ihm, ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus, ſprang zur Thüre und zog ſie an ſich, dem Jünglinge den Eintritt verweigernd.

Dies Alles währte nur wenige Sekunden, dauerte indeſſen lange genug, den jungen Menſchen das Geſicht einer Frau ſehen zu laſſen, welches mit ſo vielen Reizen ausgeſtattet war, daß es bei jedem Manne den günſtigſten Eindruck nicht verfehlen konnte.

Albin blieb wie feſtgewurzelt ſtehen, ſein Herz pochte unter dem Eindrucke der Ueberraſchung heftiger, der Gedanke: „Jetzt habe ich ſie geſehen, o, ſie iſt eben ſo ſchön wie gut!“ durchflog ſeine Seele.

Gleich darauf trat die Marcheſa Vendetta, verſchleiert wie immer, aus dem Schlafgemache, ſchalt den Sohn einen kleinen Poltergeiſt, der ihr am Morgen ſchon Schrecken bereite, ſchloß ihn jedoch um ſo inniger in ihre Arme, um ihn ja ſogleich ihr hartes Wort vergeſſen zu machen.

Das dämoniſche Weib erkannte an der glühenden Umarmung des jungen Menſchen, daß die ſchöne Frau ihre Wirkung nicht verfehlt habe.

Drittes Kapitel.

Ein glücklicher Tag Marquard's.

Ueber Marquard Depaul war ein doppeltes Herzeleid hereingebrochen, die Trennung von dem Bruder und die Entfernung von dem Gegenstande seiner Verehrung, seiner Liebe.

Editha und Albin waren die beiden Endpunkte einer Achse, um welche sich seine Gedankenwelle fortwährend bewegte.

Seit seiner Rückkehr aus dem Passauer Walde waren kaum vierundzwanzig Stunden verflossen, und der junge Weidmann befand sich schon wieder auf dem Wege nach Mauerbach.

Der Beweggründe zu diesem Gange gab es mancherlei.

Seitdem Marquard allein war, schien alle Freude der schlichten Behausung entwichen, alle Lust zur Thätigkeit verscheucht, es duldete ihn in der vereinsamten Wohnung nicht mehr und er mußte fort — wohin aber sich wenden?

Seine Wahl fiel auf Mauerbach, dorthin zog ihn ſein Herz. Editha's Einfluß auf die Marcheſa Vendetta und auch auf Albin war vielleicht im Stande, ſeine Wiedervereinigung mit dem Bruder herbeizuführen, in Mauerbach endlich befand er ſich dem Baron Falk nahe, konnte ihn beobachten und deſſen Pläne bezüglich der im Halterthale verborgenen Kleinodien vereiteln.

Der junge Mann trat alſo die Wanderung nach dem genanntem Orte an, doch ſollte er ihn diesmal nicht erreichen, ohne ein Abenteuer zu beſtehen, deſſen Bedeutung er im erſten Momente ſelbſt nicht erfaßte.

Marquard trat eben aus dem Walde heraus, auf die Mauerbacher Straße, als eine in der Richtung gegen den Ort daherjagende Caroſſe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Die raſende Schnelligkeit, mit welcher das von zwei Pferden gezogene Gefährte heranbrauſte, ließ ihn erkennen, daß die Thiere durch irgend einen Gegenſtand ſcheu geworden, dem Zügel und der Mundkette Trotz boten, daß mithin der Kutſcher alle Gewalt über ſie verloren habe

Die Wagenfenſter waren herabgelaſſen und Mar-

quard konnte auf der Seite, wo er ſtand, ſchon aus der Ferne eine Dame bemerken, die mit ängſtlicher Neugierde aus dem Wagen ſchaute.

Kaum zweihundert Schritte von dem jungen Manne ſtieß die einherfliegende Caroſſe an einen mächtigen Sein, flog unter einer heftigen Erſchütterung ein paar Schritte nach ſeitwärts, ſchleuderte den gallonirten Bedienten vom Bocke und brachte den Kutſcher vollendes aus der Faſſung.

Die Schwerfälligkeit des nach damaliger Mode breiten Kaſtens verhinderte zwar einen Sturz des Wagens, indeſſen war doch Gefahr im Verzuge, denn links und rechts des ſchmalen unebenen Weges zogen ſich Graben dahin, die ſcheuen Thiere durften nur gegen den einen oder anderen Straßenrand abweichen und das Gefährte mußte in den Graben ſtürzen.

Der junge Weidmann überſah dies Alles mit einem Blicke, ließ die Karoſſe herankommen, war mit einem mächtigen Sprunge bei den Pferden und hing ſich bei dem einem an den Zügel nahe der Mundkette.

Faſt fünfzig Schritte weit ſchleppten ihn die kräftigen Thiere mit ſich fort, endlich machte der Schmerz der tief in den Mund ſchneidenden Querſtange das

eine der Pferde ſich aufbäumen und brachte es zum Stehen. Das andere zeigte Miene, den Kampf gegen den kräftigen Arm allein aufzunehmen und begann mit den Hinterfüßen auszuſchlagen, nach wenigen Sekunden jedoch gewahrte es, daß die ohnmächtige Wuth nur ihm ſelbſt zum Schaden gereiche, es traf mit dem einen Bein die Deichſelſtange und verwundete ſich. Das Geſpann, ſchäumend und dampfend, war zum Stehen gebracht.

Der vom Bock geſchleuderte Bediente hatte ſich indeſſen vom Falle erholt und erklomm wieder ſeinen Sitz. Marquard, ohne auf die in dem Wagen ſitzenden Herrſchaften zu achten, rief dem außer Athem gekommenen Kutſcher zu: „Gebt mir an Eurer Seite ein wenig Raum, guter Freund, wir wollen den übermüthigen Rennern ſchon einen Herrn zeigen!“ und ehe noch der Angeredete dieſen Wunſch bewilligte oder abſchlug, ſchwang ſich ſchon der kühne Weidmann flink an deſſen Seite, nahm ihm die ſchlaffen Zügel aus der zitternden Hand, zog ſie ſtraff und zwang ſo die edlen Thiere, vor ſich herzutanzen, wobei ſie mit den dünnen Beinen zierliche Bogen beſchrieben, die kleinen Köpfe maleriſch warfen, daß der

weiße Schaum wie Schneeflocken umherflog und der Dampf wie aus einem Ventile aus den Nüstern ziſchte. So fuhr man bis nach Mauerbach.

Wo ſoll angehalten werden? fragte Marquard den unglücklichen Pferdelenker, welcher indeſſen Muße genug bekam, ſich von ſeinem Schrecken und der Erſchöpfung zu erholen.

„An der Karthauſe!“ lautete die Antwort.

Marquard hielt unter den Linden vor dem Kloſterthore, einer frommen Stiftung Friedrich's des Schönen, welche zur Zeit dieſer Erzählung wohl durch Krieg und Peſt viel gelitten hatte, indeſſen ihrer urſprünglichen Beſtimmung noch erhalten blieb.*)

Als die Caroſſe ſtille ſtand, übergab der junge Mann dem Kutſcher die Zügel, ſchwang ſich flink vom Sitz und kam dem Bedienten zuvor, um den Schlag zu öffnen und die darin Sitzenden herauszuheben.

Er half einer jungen Dame und einem jungen Cavalier aus dem Wagen. Der erſte Anblick ſchon ließ erkennen, daß es Ehegatten waren.

---

*) Die Karthauſe von Mauerbach wurde unter Joſef II. nach 470jährigem Beſtande aufgehoben und zum Nutzen der leidenden Menſchheit in ein großes Armenhaus verwandelt.

Beide blond, Beide, obwohl äußerlich unähnlich, doch von hervorragender Schönheit, Jedes in ſeiner Art.

Die Dame ſchlank, groß, mit einem tiefblauen, ſtrahlenden Auge, einer hohen, marmorglatten Stirne, anmuthsvollen Zügen und im ganzen Weſen ein Gemiſch von Majeſtät und Güte; — der Cavalier nur ein wenig größer und üppiger als ſie, mehr brünet, mit dem ewig heiteren Ausdruck im Antlitze und jenem unnennbaren Etwas, welches ſelbſt aus der ſchlichten Hülle heraus den großen Herrn erkennen läßt, ohne daß darauf irgend ein Werth gelegt wird.

Die Herrſchaften ſtanden bereits außerhalb des Wagens, als Marquard ſie erkannte und ſich tief und ehrerbietig verneigte.

Der Cavalier ergriff zuerſt das Wort: „Hat der Rohrer ſich beſchädigt?“

Der Bediente, an den dieſe theilnehmende Frage gerichtet war, antwortete kurz: „Nein, Hoheit!“

„Du biſt alſo mit dem bloßen Schrecken davongekommen, um ſo beſſer.“

Und zu dem Kutſcher gewendet, fuhr er fort: „Und Du, armer Martin, Du wirſt auch Angſt genug ausgeſtanden haben?“

„Ach, Hoheit, ich bin unglücklich, daß grade heute . . .“

Der Cavalier fiel ihm lächelnd in's Wort: „Wir hätten zwar unglücklich werden können, allein danken wir dem Himmel, daß Alles ohne Schaden ablief. Du kannſt nichts dafür, daß der Hirſch quer über die Straße lief und die unvernünftigen Thiere vor deſſen mächtigem Geweih ſcheu wurden. Der junge Mann da iſt zu rechter Zeit gekommen.“

Die ſchöne Dame lächelte huldvoll und ſagte jetzt zu dem Waidmanne: „Du haſt eben ſo viel Muth wie Kraft gezeigt, Du biſt doch nicht beſchädigt?“

„Nein, kaiſerliche Hoheit.“

„Ah, Du kennſt uns?“

„Ich bin ſo glücklich, kaiſerliche Hoheit.“

„Wie iſt Dein Name?“

„Marquard Depaul.“

„Depaul? Der Name iſt kein deutſcher“, bemerkte der Cavalier.

„Meine Familie ſtammt aus den Niederlanden.“

„Wer iſt Dein Vater?“ fragte die junge Dame wieder.

„Mein Vater war Piquer in Dienſten Seiner Majeſtät des Kaiſers.“

„Ah. und die Mutter bezieht eine Penſion?“

„Sie iſt, wie der Vater, ſeit zehn Jahren todt.“

„Das iſt traurig, ſehr traurig. Indeſſen man hat den Kindern wohl einen Gnadengehalt gegeben?“

Marquard erwiderte traurig mit geſenkten Augen: „Kaiſerliche Hoheit, mein Vater ſtarb den Tod des Verbrechers.“ —

Die Dame wich ſcheu einen Schritt zurück.

Der junge Mann fuhr nach einer Pauſe fort: „Er war eines Einverſtändniſſes mit Rokoczy überwieſen.“

„Alſo ein Malcontent gegen den Herrn, deſſen Brod er aß, — doch er iſt todt, — wenn doch die Väter immer an ihre Kinder dächten, ſie würden Manches unterlaſſen.“

Die Dame ſprach dieſe letzten Worte mit dem Ausdrucke tiefen Gefühls.

„Wie alt biſt Du jetzt?“ fragte der Cavalier den Jägersmann.

„Zwanzig Jahre.“

„Er war alſo bei dem Tode ſeines Vaters erſt zehn Jahre alt“, bemerkte der Erſtere, zu ſeiner Gemahlin gewendet.

„Der Arme, obwohl unſchuldig, litt doch mit unter dem Verbrechen ſeines Vaters, indeſſen, was ſoll man thun, wenn Eltern ihre eigenen Kinder vergeſſen?“ —

„Du haſt uns einen Dienſt erwieſen“, nahm jetzt wieder der Cavalier das Wort, „und wir wollen bloß Deine That im Auge behalten und Dir nützlich ſein. Wenn Du in der Lage biſt oder einmal in die Lage kommſt, uns zu benöthigen, ſo laß Dich bei mir anmelden, — einſtweilen nimm dieſen Ring als Andenken an den heutigen Tag, ſollte man Dir den Eintritt zu uns verwehren, ſo weiſe den Ring vor und man wird Dir Thür und Thor öffnen. Jetzt, theure Thereſe, laß uns den Beſuch der Karthauſe ſogleich benutzen, dem Herrn für die gnädige Rettung zu danken.“

Die Herrſchaften nickten dem jungen Manne freundlich zu und begaben ſich hierauf, von dem Diener gefolgt, in's Kloſter.

Marquard entfernte ſich.

Der Ring, welchen er erhielt, war ein Goldreif, an deſſen innerer Fläche der Name „Franz Stefan“ eingegraben war.

Die junge Dame, was der Leſer wohl ſchon heraus-

gefunden haben wird, war die Prinzeſſin Thronfolgerin Maria Thereſia, der Cavalier, ſeit einem Jahre deren Gemahl, Franz Stefan, Herzog von Lothringen.

. . . . . .

Marquard unterſchätzte die Gunſt nicht, welche ihm das Glück heute zum erſten Male in ſeinem Leben zugewendet, doch gedachte er, vor der Hand keinen Gebrauch zu machen, ſondern verwahrte den koſtbaren Talisman für eine gelegenere Zeit.

Seine Gedanken wendeten ſich wieder den Angelegenheiten zu, welche ihn nach Mauerbach geführt, und er begann eben nachzuſinnen, wie es anzuſtellen, um Editha ſprechen zu können, als er eine Frauenſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen hörte.

Er kehrte ſich um und gewahrte Veronika, die Zofe des Fräuleins von Falk.

„Ach, Herr Marquard", ließ ſich die dicke Kleine vernehmen, „Sie ſind ſchon wieder in Mauerbach, was führt Sie hierher? Hi hi hi!"

„Du kennſt mich?"

„Soll ich Sie nicht kennen? ich bin ja Fräulein Editha's Dienſtmädchen."

„Dich führt ein glückliches Ungefähr mir zu.“

„Wirklich? Sie nennen 's ein Glück, das freut mich, hi hi hi! Sie hätten mich nicht ſo raſch wiedererkannt, Sie ſcheinen keine ſo ſcharfen Augen zu haben wie der Wieſel —“

„Wer iſt dieſer Wieſel?“

„Er iſt mein — das heißt, des alten Wachtmeiſters Burſche, der auf meine Veranlaſſung dazu beitrug, Sie nicht in die Hände des gnädigen Herrn gerathen zu laſſen, als der Peter — Gott verdamm' ſeine Gedärme! — Ihre Anweſenheit verrieth.“

„Iſt der Baron zu Hauſe?“

„Ja.“

„Und Peter?“

„Auch er iſt daheim, Gott verdamm' ſeine Knochen!“

„Veronika, hör' mich an, ich muß heute noch mit dem Fräulein ſprechen.

„Sie müſſen — warum müſſen Sie?“

„Frag' nicht ſo boshaft, ich möchte . . .“

„Ah, das klingt anders, — ich ſage niemals, ich muß mit Wieſel reden, ſondern bloß ich möchte.“

„Dieſer Wieſel iſt vermuthlich Dein Schatz?“

„Und was für ein Schatz, ich wünſch' mir in

meinem Leben keinen beſſeren; ſeit er den Peter — Gott verdamm' ſein Geſicht! — geohrfeigt hat, iſt er mir ganz und gar in's Herz gewachſen. So was kann man nur beim Militair finden, ſagt der Wachtmeiſter, und er hat Recht."

„Vergeſſen wir nicht mein Anliegen?"

„Was für ein Anliegen?"

„Veronika, Du biſt ſchon wieder boshaft."

„Ich boshaft! Fragen Sie nur den Wieſel, ob ich 's bin?"

„Leider bin ich nicht der Wieſel."

„Worin beſteht alſo Ihr Anliegen, ich helf' ja gern, hi hi hi, wenn ich kann."

„Ich wünſche mit dem Fräulein zu ſprechen."

„Muß es ſogleich ſein?"

„Veronika, ich werde Dich beim Wieſel anklagen. Ein Mädchen, welches wirklich liebt, muß auch anderer Leute Gefühle zu würdigen wiſſen.

Die kleine Dicke verdrehte ihre winzigen Aeuglein und ſprach mit Salbung: „Daß ich liebe, weiß der Lorenz — daß ich auch anderer Leute Gefühle würdige, weiß das Fräulein, und daß ich nicht boshaft bin, ſollen Sie erfahren. Folgen Sie mir."

„Wohin?“

„Zum Fräulein.“

„Veronika, Du biſt ein Engel!“

„Ein Engel? Hi hi hi! Wenn ich ein Engel bin, was iſt dann das Fräulein?“

Marquard bemühte ſich nicht, für dieſe ſpitzfindige Frage eine Antwort zu finden, ſondern folgte der voraneilenden Zofe auf dem Fuße nach.

Mauerbach iſt kein Labyrinth, folglich bedurfte es auch keines Ariadnefadens, um den jungen Waidmann heraus und nach einer nahen, einſam gelegenen Hütte zu leiten, wo Editha bei einem armen, kranken Weibe als helfender und tröſtender Engel verweilte und von wo ſie abzuholen ihre Zofe eben ausgegangen war.

Veronika begab ſich allein in die Stube und rief die Herrin unter einem leicht erſonnenen Vorwande heraus, wo Marquard ihrer harrte.

Die unverhoffte Anweſenheit des jungen Mannes ergoß Roſenglut über die Wangen der Jungfrau, die Zofe ſagte verſchmitzt: „Gnädiges Fräulein, ich werde einſtweilen bei der Kranken Ihre Stelle einneh-

men!“ und huſchte in die Stube, die Herrin mit dem jungen Manne allein laſſend.

„Fräulein Editha“, begann Marquard, „ich trete zagend vor Sie hin, die Furcht, Ihnen durch meine Zudringlichkeit zu mißfallen, belaſtet meine Seele, zürnen Sie mir nicht, ein zweifaches Herzensweh möge mich entſchuldigen.“

„Ihre betrübte Miene“, erwiderte das Fräulein mit warmer Theilnahme, „verräth mir, daß Sie in Wahrheit leiden und daß, was Sie ſagen, kein nichtiger Vorwand iſt. Ich zürne Ihnen nicht, bin vielmehr bereit, Sie anzuhören, doch können wir hier nicht ſtehen bleiben, verfügen wir uns nach jener Laube im Hausgärtchen.“

Marquard folgte dem geliebten Mädchen zu dem traulich ſtillen Verſteck, wo Jasmin und Geisblatt ein ſchattiges Plätzchen bildeten, würdig, zweien Liebesgöttern als luftiges Aſyl zu dienen.

Ein Raſenſitz bot Beiden Raum genug und ſie ließen ſich nieder.

„Sie ſprachen von einem zweifachen Leid“, eröffnete das Fräulein die Unterhaltung, „erleichtern Sie

Ihr Herz durch Mittheilung, was ich thun kann, Ihnen zu helfen, ſoll geſchehen."

„Ich ſprach von einem doppelten Herzensweh", begann Marquard, „daß Sie mich trotzdem anhören, ermuthiget mich; das eine wovon ich ſprechen will, werden Sie gewiß ſchon errathen haben . . ."

„Fahren Sie fort, Herr Depaul, fahren Sie fort . . ."

„Sie muntern mich auf, Sie befehlen mir fortzufahren, und müſſen doch ſchon an meiner zitternden Stimme erkannt haben, wovon ich zu reden beabſichtige?"

Die Jungfrau ſah den Jägersmann mit einem zaubervollen Blicke an und ſprach weich und zärtlich: „Ich ahne, was ich vernehmen werde, und ſage dennoch, fahren Sie fort!"

„O mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich den glücklichen Tag wählen ließeſt, der mir zu verheißen ſcheint, was zu erringen, ich ſobald nicht gehofft!"

„Ja, mein Freund, die Stunde, die Sie gewählt haben, iſt eine glückliche, o vermöchten wir ſie zu feſſeln, aber ſie wird vorüberfliehen, flüchtig, wie alle ihre roſigen Schweſtern, und dann — dann —"

„Was dann?“ fragte Marquard, erſchreckt von dem ſchwermüthigen Tone der Jungfrau.

„Dann“, fuhr das Fräulein traurig fort, „dann werden die grauen Horen an die Stelle der roſigen treten, jene bleiſchweren Stunden, die einmal gekommen, auch nimmer zu ſcheiden ſcheinen.“ —

„O, mein Gott, welche trübe Verkündigung! Was iſt, ſeit ich Sie ſah, vorgefallen, was haben Sie erfahren, Fräulein?“

„Ich bin unvermögend, etwas Beſtimmtes anzugeben, kein eigenes Erlebniß läßt mich ſo ſprechen, ſondern bloß gewiſſe Anzeichen, die mir als bevorſtehend verkündigen, was ich fürchte. Und das eben iſt der Grund, warum ich Sie bat und noch bitte, fortzufahren, die Zeit, wo auch ich des Troſtes bedürfen werde, iſt — mir ſagt 's mein Herz — nicht mehr fern, und woraus vermöchte ich ſonſt Troſt zu ſchöpfen, wenn nicht aus dem Herzen, worin alle Hoffnung, aller Glaube geborgen ſind, gleichviel ob in Tagen des Uebermuthes oder der Drangſale. Ach, Herr Marquard, warum kann denn die Sonne vom Gewölk verfinſtert werden, vom Gewölk, welches ſo tief unter ihr dahinzieht?“

„Ihre Worte erfüllen mich mit lebhafter Beſorgniß", antworte der junge Mann, „wenn Ihre Ahnung ſich verwirklichen ſollte, wenn das Gewölk in der That heranzöge, unſere kaum aufgegangene Morgenſonne zu verdunkeln, o dann thut es doppelt Noth, daß wir, wenn auch nur für die Dauer von Stunden, uns der Klarheit und Heiterkeit des Himmels freuen, daß wir den Lichtſtrahl in den Buſen ſenken, um uns der Gefühle darin bewußt zu werden."

Editha lächelte wehmüthig, ergriff Marquard's Hand, legte ſie an ihr pochendes Herz und fragte mit dem unbeſchreiblichen Tone, in welchem Glut und Wonne ſich vermählen:

„Sind wir unſerer Gefühle uns nicht bewußt? Kann Ihr leuchtender Blick, Ihre bebende Stimme Anderes bedeuten, wie dieſes laut ſchlagende Herz? Fühlen Sie nicht auch, wie ich, namenloſe Seligkeit Ihre Bruſt durchziehen, hören Sie nicht auch, wie ich, aus der Tiefe herauf eine wunderbare Harmonie tönen, die jeden Nerv vor Wonne zittern macht, jeden Blutstropfen mit doppelter Glut erfüllt und aufziſchen läßt, wie Oel im Feuer? Marquard, ſprechen Sie, ſind wir unſerer Gefühle uns noch nicht be-

wußt? Hat ſich in Ihrem Inneren, wie in dem meinigen, nicht eine Welt von Blumen und Sonnenlicht aufgethan, Blumen, deren Aether unſer Gehirn mit nie geahnter Betäubung umhüllt, aber nicht um uns bewußtlos zu machen, ſondern um uns ein Paradies auf Erden vorzuzaubern, einen Traum, überreich an Entzücken und Seligkeit? Und Sie meinen noch immer, wir wären unſerer Gefühle uns nicht bewußt? Sie umſchlingen mich mit Ihrem Arm, ich dulde es nicht nur, ſondern ſchmiege mich an Ihre Bruſt, unſere Pulsſchläge lauſchen einander, Ihre Wange fühlt das Glühen meiner Stirn, ich umklammere Sie wie meinen Schutzgeiſt, wie meinen Engel, und denke mir, wie Sie: „Jetzt mag die Erde verſinken, ich lebe im Himmel!“

„Bei dem Allmächtigen!“ rief Marquard, bei dieſer leidenſchaftlichen Sprache von Wonne berauſcht, „wenn es auf Erden einen Himmel gibt, ſo haben wir ihn errungen!“

Editha küßte ihn glühend und fragte mit dem Zaubertone der Liebe:

„Denken Sie noch, wir ſeien unſerer Gefühle uns nicht bewußt?“

Der junge Mann erwiderte den Kuß und die Rede:

„Ich denke nichts mehr, als daß ich der glücklichſte Menſch auf Erden bin.

„Wenn ich es nicht wäre!“ verſetzte die Jungfrau, ſelig lächelnd.“

Die Liebenden hielten ſich mehrere Minuten lang umſchlungen, ſelig trunken ſich dem überſtrömenden Gefühle überlaſſend; Keines hatte das Wörtchen „Liebe“ geſprochen und doch waren Beide überzeugt und trugen die Ueberzeugung im Buſen, ſich anzugehören für's ganze Leben.

„Meine Editha!“

„Mein Marquard!“

Das waren die Worte, die nach der ſtillen Pauſe zuerſt über ihre Lippen floſſen, bloß um zu hören, wie ſüß das Wörtchen, „Mein“ klingt, wenn es dem Namen des geliebten Weſens vorgeſetzt wird.

„Ja, mein Marquard“, liſpelte dann die Jungfrau traulich und zärtlich, ich gehöre Ihnen an, Ihnen und keinem Anderen ſo lang' ich athme, ſo lang' mit meinem Blut ein Wille in mir lebt. Als ich Sie das erſte Mal im Walde ſah, gefiel mir Ihr Muth,

als ich aus dunkler Kammer Fragen an Sie richtete, erwachte die Theilnahme an Ihrem Geſchicke, und als Sie im Ballſaale vor mir ſtanden, drang Ihr Augenſtrahl in meine Bruſt und rüttelte das ſüße Gefühl wach, welches bis dahin in mir geſchlummert."

„Und doch", lächelte der junge Mann, „haben Sie an dem Abende in Ihrem Gemache ſich geweigert, mich anzuhören, als ich von meinem Gefühle ſprach." —

„Ach, mein Geliebter, noch vor wenigen Tagen beherrſchte mich der Gedanke, Sie zu prüfen, bevor ich Ihnen vertraute, bevor ich Sie meine Liebe erkennen ließ; ſeit ich aber jene Anzeichen wahrnahm, die mir ein nahes Gewitter zu erkennen geben, hat das Gefühl mich übermannt, die bevorſtehende Gefahr machte nicht nur meine Liebe wachſen, ſondern flößte mir auch den Drang der Mittheilung ein, weil ich in dem gegenſeitigen Geſtändniſſe, in der Gewißheit den ſtützenden Stab erblickte, der die Liebe im Sturme aufrecht hält. In ruhigen Tagen genügt das Bewußtſein, ſich anzugehören, um Gefahren und Drangſale zu überſtehen, klammert man ſich an das Wort, welches Liebe geſtanden und Treue gelobt."

„Und welches ſind jene Anzeichen", fragte der

Waidmann, „welche Sie Gefahren für unsere Liebe vermuthen lassen?“

„Seit ein paar Tagen spricht der Vater häufiger und geheimnißvoll mit Peter und fuhr zweimal hintereinander nach Wien, daraus schließe ich, daß er mit der Tante in Wien meinetwegen verkehrt, man wird mich unter ihre Obhut stellen und das ist das Schlimmste, was mir begegnen könnte; denn sie ist eine strenge, eine harte Frau, eine Frau ohne Gefühl, ohne Erbarmen.“

Marquard enthielt sich jeder Einsprache, doch theilte er die Ansicht der Geliebten nicht. Er sah in den eben erwähnten Anzeichen keine Gefahr für Editha, sondern brachte sie in Zusammenhang mit dem Geheimnisse im Halterthale.

„Das Behältniß mit den Thron-Insignien“, dachte er, „soll vermuthlich aus dem Versteck nach seinem Bestimmungsorte gebracht werden, deshalb der heimliche Verkehr des Barons mit seinem Vertrauten und die Reisen nach Wien. Jetzt heißt es, die ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten, damit die Gelegenheit, den gefaßten Vorsatz auszuführen, nicht entschlüpfe!“

Der junge Mann tröſtete die Geliebte mit liebevollen Worten, ohne ſie jedoch durch Enthüllungen zu beunruhigen.

Nachdem das Geſpräch der Liebenden allmälig aus der geiſtigen Sphäre der Gefühle in die der Wirklichkeit übergegangen war, kam Marquard, von Editha gemahnt, auch auf das zweite Herzensweh zu ſprechen, welches ihn zu dem heutigen Beſuche veranlaßt hatte.

Er erzählte dem Fräulein ſeine Trennung von Albin, die räthſelhafte Umſtimmung des Bruders und bat ſie ſchließlich um ihren Einfluß zur Herſtellung des früheren Verhältniſſes zwiſchen ihm und dem Jünglinge.

Die Geliebte ſuchte ihn zu beruhigen.

„Ich begreife", ſagte ſie unter Anderem, „daß die Trennung von dem Bruder Sie ſchmerzt; allein Sie müſſen bedenken, daß die Marcheſa ſein Glück zu begründen in der Lage iſt, und daß ſie ohne Zweifel mit der ſeltenen Herzensgüte, die ihr eigen, nichts verabſäumen wird, die vortrefflichen Anlagen des jungen Menſchen ausbilden zu laſſen. Wenn Sie indeſſen ernſtlich darauf beſtehen, mit Albin wieder

vereiniget zu werden, ſo werden wohl weder die Marcheſa noch er Ihnen dauernden Widerſtand leiſten. Ihre Hoffnung, daß ein paar Tage genügen dürften, Albin's Sehnſucht nach Ihnen erwachen zu laſſen, theile auch ich, es wird dann von ſelbſt erfolgen, was zu erlangen jetzt einige Mühe koſten würde."

„So weit waren die Liebenden in ihrer Unterhaltung vorgeſchritten, als Veronika durch das Gärtchen zur Laube geeilt kam und mit vertraulicher Haſt erzählte, ſie habe durch's Fenſter den Peter — Gott verdamm' ſeine Haut! — unweit der Hütte vorüberſchleichen und die Späherblicke nach allen Seiten werfen ſehen, vermuthlich in der Abſicht, das Fräulein, welches zu Hauſe bereits vermißt werde, zu ſuchen.

Editha fühlte die Nothwendigkeit, ſich von dem Geliebten zu trennen, und Marquard konnte keine Einſprache wagen.

Er ergriff ihre Hand und führte ſie nochmals an ſeine Lippen; die Jungfrau reichte ihm, ohne die Anweſenheit der Zofe zu beachten, den Roſenmund dar und liſpelte:

„Küſſen Sie mich zum Abſchiede ſo heiß, ſo tiefinnig Sie es vermögen, mein Kuß wird dennoch glü-

hender ſein. Ihr Bild wird nicht aus meiner Seele weichen, wo immer wir auch weilen mögen, meine Gedanken werden immer bei Ihnen ſein. Es komme Gutes oder Schlimmes, ich gehöre Ihnen für's ganze Leben. Ich ſchwöre es bei dem mir heiligſten Andenken, bei dem Andenken an meine Mutter!"

Den Geliebten umſchlingend, küßte ſie ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele und liſpelte:

„Leb' wohl, Marquard, und bleib', wie Du biſt. Gott mit uns!"

Dann entwand ſie ſich ſanft ſeiner Umarmung und eilte aus dem Gärtchen.

Veronika folgte ihr, wiſchte ſich runde Tröpflein aus den kleinen blinzelnden Aeuglein und murmelte:

„Und eine ſolche Liebe will der Peter verderben helfen? Gott verdamm' ſeine Lunge!" . . .

. . . „Gott mit uns!" waren Editha's letzte Worte, die noch im Ohre Marquard's tönten, und „Gott mit uns!" wiederholten leiſe ſeine Lippen.

„Gott mit uns!" rufen die Taucher, wenn ſie ſich hinab in den Meeresgrund ſenken, um die Perlen aus deſſen Tiefe zu holen; „Gott mit uns!" rufen die Jäger, wen ſie ſich aufmachen, Klippen und Felſen

Trotz zu bieten, um des Bergwildes Fährte zu folgen; „Gott mit uns!“ rufen die Segler, wenn sie sich den Gefahren des Oceans überlassen, und doch kehrt oft der Taucher nicht mehr an die Oberfläche zurück, und doch stürzt nicht selten der gewandteste Gemsenjäger in den gähnenden Grund, und doch scheitert so manches Fahrzeug und bettet Mensch und Gut in's kühle Grab.

Ist ein dunkles Loos vielleicht auch dem jungen Paare beschieden, im Kampfe gegen die Verhältnisse, gegen die Stürme des Lebens?

Wir wagen es nicht, gewaltsam der Zukunft Schleier zu lüften, der Leser möge daher keine vorzeitige Antwort erwarten, sondern sie im weiteren Verlauf der Erzählung suchen.

Wir haben diesem Kapitel die Aufschrift: „Ein glücklicher Tag Marquards“ gegeben, das folgende wird zeigen, daß dieser Tag seinem Charakter treu blieb und eben so endet, wie er begonnen.

Freilich war dies nur ein Tag, und „Zeit und Weile sind ungleich“, sagt schon ein altes Sprüchlein.

Viertes Kapitel.

Der glückliche Tag Marquard's endet in entsprechender Weise.

So heiß Marquard das Fräulein von Falk liebte, beſaß er doch eine ſo preiswürdige Charakterſtärke, daß bei ihm die Leidenſchaft nie die Alleinherrſchaft errang; als daher die Geliebte ſich entfernt hatte, wendeten ſich ſeine Gedanken von der Tochter ab und dem Vater zu, und die in der hohlen Buche im Halterthale verborgenen Kleinodien traten wieder in den Vordergrund ſeiner Seele.

Eine Ahnung flüſterte ihm zu, daß er noch heute auch nach dieſer Richtung hin einen Schritt vorwärts thun würde, und er ging aus der Hütte mit dem Entſchluſſe, Mauerbach nicht zu verlaſſen, ſondern den Baron und ſeinen Vertrauten im Auge zu behalten.

Um dies bequemer und ohne aufzufallen zu bewerkſtelligen, gedachte er, ſich zu einem ihm bekannten Inſaſſen zu verfügen, der einen Holzhandel trieb, indem er das in den nahen Wäldern gefällte Holz

in größeren Partieen ankaufte, mit ſeinem Geſpann auf den Markt nach Wien führte, wo er es mit Nutzen verhandelte.

Der junge Waidmann hatte die Hütte ſeines Bekannten noch nicht erreicht, als er in der Ferne zwei Männer daherſchreiten ſah.

Im Zwielicht des heraufgezogenen Abends erkannte er, ſobald ſie ſich ihm näherten, in dem einen von ihnen den Vertrauten des Barons Falk, der andere war ihm fremd.

Marquard trat hinter einen nahen Zaun, ließ Beide an ſich vorübergehen und folgte ihnen dann in entſprechender Entfernung nach.

Der Fremde trug ein ungariſches Gewand, wie ſich deſſen die Bürger in den magyariſchen Städten zu bedienen pflegen, ein enges Beinkleid von dunkelblauem Tuche, eine eben ſolche ſchwarz beſchnürte Jacke, hohe Ziſchmen, um den Hals ein ſchwarzes Tuch und auf dem Kopfe einen breit geränderten Hut, verziert mit ſchwarzer Straußfeder.

Der Ungar zeigte eine kräftige, martialiſche Geſtalt und beſaß, wie Marquard im Vorübergehen gewahrte,

ein hageres Antlitz mit einem ſtarken, ſpitz gedrehten Schnurrbart.

Der Diener des Barons gebrauchte die Vorſicht, leiſe zu ſprechen, ſo oft aber der Magyar ſprach, konnte der junge Mann hinter ihnen, was dieſer ſagte, deutlich hören; denn er war ärgerlich und mäßigte ſeine Stimme nicht, trotz allen Ermahnungen Peter's.

„Zum Teufel!“ hörte Marquard ihn rufen, „das kann des Barons Ernſt nicht ſein.“

Auf des Dieners leiſe Gegenrede entgegnete er wieder ſo laut, wie früher: „Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, es ziemt ſich nicht, mich in ein verfluchtes Bauernloch zu ſtecken, während der Edelhof Raum genug zur Aufnahme eines Gaſtes bietet. Was liegt an der Einquartierung? Ich bin mit ordentlichen Papieren verſehen, wie kann auf mich ein Verdacht fallen? Euer Baron iſt ein Haſenfuß, der gern Kraut freſſen möchte, dem es aber um ſeinen Balg bangt; wer zu unſerer Partei hält, muß den Muth beſitzen, etwas zu wagen und nicht ohne Noth treuen Geſinnungsgenoſſen den Stuhl vor die Thür ſetzen. Uebrigens hat Euer Patron die Einquartierung frei-

willig in's Haus genommen, um ſich den Schein der Loyalität zu geben, das nennt man auf beiden Schultern tragen und kann ihm übel bekommen."

So heftig indeſſen der Heißblutige gegen eine Herberge in einer Bauernhütte proteſtirte, er mußte ſich am Ende doch fügen, und Marquard ſah zu ſeiner freudigen Ueberraſchung, daß Beide in die nämliche Hütte traten, wohin auch er ſich zu begeben gedachte.

Es war die Hütte ſeines Bekannten, des Holzhändlers Florian Weiz.

„Der Zufall iſt mir günſtig", dachte der junge Mann, „ich werde Alles d'ran ſetzen, mit dem Ungar unter einem Dache zu wohnen; er iſt ohne Zweifel ein Sendling Rakoczy's und ſeine Ankunft muß mit den Kleinodien im Halterthale in irgend einem Zuſammenhange ſtehen."

Die Thür der Hütte im Auge behaltend, ſtellte er ſich in mäßiger Ferne auf, um die Ein- und Ausgehenden genau zu erkennen.

Nach kaum zehn Minuten trat Peter allein heraus und eilte dem Edelhofe zu.

„Der Ungar", dachte Marquard, „iſt richtig in

der Hütte zurückgeblieben, nun will ich noch ein halbes Stündchen warten und dann bei meinem Bekannten einſprechen."

Wie gedacht, ſo führte er 's auch aus.

Florian Weiz, ein vierzigjähriger blondhaariger Hageſtolz, mit einem viereckigen Geſichte und einem Bruſtkaſten, daß man darauf Steinſalz hätte zerſchlagen können, nicht groß aber robuſt, eine Geſtalt aus den Zeiten, wo man noch Gewänder von Büffelleder und Eiſen trug, dagegen ein Charakter, welcher der Zeit, wo er lebte, vollkommen angehörte, ein Gemiſch von Gutmüthigkeit, Heuchelei, Verſchmitztheit und Eigennutz, der zu Allem fähig war. Florian Weiz alſo ſaß in der Vorderſtube am großen runden Tiſche, vor ſich eine mächtige Schüſſel mit Mehlklößen und geräuchertem Fleiſch, neben ſich ſeine Wirthſchafterin, eine alte Baſe, die klein, hager, runzelig und taub war und Eva hieß.

Der junge Mann trat, freundlich grüßend, in die Stube.

Florian wurde durch den unerwarteten Beſuch nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Man konnte ſehen, wie er das Viertheil eines mächtigen Mehl-

kloßes im Munde herumſchob, ohne es hinabzubringen, weshalb er gezwungen war, den Gruß mit vollen Backen zu erwidern.

Marquard ſchien davon nichts zu bemerken und ſagte: „Nichts für ungut, daß ich Euch am Abende beläſtige, ich hab' mich auf einem Gang von Königſtetten her etwas verſpätet. Ich ſollte dort mit dem Tippel Konrad wegen einer Partie Weißbuchen unterhandeln, allein wir ſind nicht übereingekommen."

„Ihr Förſter", meinte Florian, der indeſſen ſeinen zermahlten Mundvorrath glücklich hinabgewürgt hatte, „wird, wie gewöhnlich, mit ſeinen Prügeln hoch hinaus wollen? Ich benöthige ebenfalls Weißbuchen, aber ich müßte ſie billig bekommen, um ſie zu kaufen."

„Wir wollen davon ſprechen", antwortete der Waidmann, „ich bin ohnedem gezwungen, heute Nacht Euer Gaſt zu bleiben."

„Heute Nacht . . . mein Gaſt . . . was fällt Euch ein? . . . 's iſt Vollmond . . . heiteres Wetter . . . der Weg nach Hintersdorf iſt ein wundervoller Spaziergang."

„Ihr werdet mir doch nicht die Thür weiſen?"

„Vetter, wovon ſpricht der junge Jägersmann?"

fragte die alte Baſe mit jener Sanftmuth, welche tauben Menſchen gewöhnlich eigen iſt.

„Er will bei uns übernachten!“ ſchrie der Holzhändler, um von der verwandten Haushälterin gehört zu werden.

„Was will er?“

„Bei uns übernachten!“

„Der Heuboden iſt geräumig genug.“

„Ihr vergeßt, Baſe, daß der Heuboden vollgepfropft iſt!“

„Was ſagſt Du, Vetter?“

„Ich ſage“, ſchrie Florian wo möglich noch lauter, „daß der Heuboden voll iſt!“

„Richtig, Du haſt recht; der junge Mann kann in der Tenne ſchlafen.“

„Die Tenne iſt ja ganz leer!“

„Du biſt alſo damit einverſtanden?“

„Ich habe geſagt, daß die Tenne ganz leer iſt!“

„Richtig, Du haſt recht; indeſſen, wir könnten ja Heu vom Boden nehmen und ein Lager in der Tenne bereiten.“

Die Gutmüthigkeit der Alten verſetzte den Vierſchrötigen in Verzweiflung, er ſchleuderte der tauben

Baſe einen vernichtenden Blick zu und rief: „Ihr habt recht, das können wir thun!“

Er ſprach dieſe Worte mit dem Tone, als hätte er eben geſagt: „hol' Euch der Teufel, Ihr altes Donnerwetter!“

Marquard hatte ſich indeſſen an den Tiſch geſetzt, ſagte: „mit Verlaub“ und begann ohne alle Einladung an dem Abendmahle Theil zu nehmen.

Der Holzhändler machte Augen ſo groß wie die in hundertjährigem Eichenholze.

„Von unſerem Geſchäfte“, begann jetzt der Waidmann lächelnd, „wollen wir morgen ſprechen . . .“

„Herr Depaul, meine Klöße ſcheinen Ihnen gut zu munden?“

„Warum denn nicht? Euere Baſe iſt eine vortreffliche Köchin und ich beſitze ein gutes Gewiſſen.“

„Was ſprach der Vetter?“

„Er ſagte, ſein Gewiſſen wäre ſehr gut!“

„Ich hab' auch Schweinefett und drei Eier dazu genommen“, meinte die Alte.

„Warum wollen Sie erſt morgen von unſerem Geſchäfte reden?“ fragte der Holzhändler unwirſch.

„Weil wir heute von Euerem Gaſte zu ſprechen haben.“

„Von . . . welchem . . . Ga . . ſte? ſtammelte der Erſtere betroffen.

„Von dem Ungar, den der Vertraute des Barons Falk heimlich bei Euch untergebracht hat, weil man die Einquartierung im Edelhofe ſcheut.“

Florian Weiz wurde weiß wie Kreide.

Marquard fuhr fort:

„Wir wollen nicht viele Worte verlieren, lieber Wirth, ich denke nicht daran, mit Euch ein Holzgeſchäft zu machen, der Zweck meines Beſuches iſt ein anderer. Ihr werdet mir, ohne daß der Ungar es erfährt, die Kammer anweiſen, welche an das Hinterſtübchen gränzt, wo Ihr den Fremden untergebracht habt. Ihr ſeid zu klug, Euch zu weigern, denn die kaiſerlichen Küraſſiere im Orte verſtehen keinen Scherz.“

„Herr Depaul . . . bedenken Sie doch . . . der Herr Baron . . . “

„Ihr ſollt durch mich in keine Verlegenheit kommen. Was ich vorhabe, wird dem Baron eher nützen, als ſchaden. Wenn Kinder mit brennenden Kerzen

ſpielen, ſo erweiſt man ihnen eine Wohlthat, wenn man die Kerzen auslöſcht, weil die Kleinen ſich ſonſt beſchädigen könnten."

„Was ſagt der junge Jägersmann, Vetter? fragte Frau Eva.

„Er ſpricht von brennenden Kerzen!" ſchrie Florian ärgerlich.

Die taube Alte wiegte den Kopf hin und her und murmelte:

„Sonderbar, unſere Lampe brennt ja ſo hell, wozu benöthigt er noch mehr Licht?"

Sie erhob ſich und verließ die Stube.

„Aber, Herr Depaul", jammerte jetzt der Holzhändler, ich bitte Sie, um aller Heiligen Willen, ſagen Sie mir doch, woher wiſſen Sie denn von dieſen Dingen?"

„Ich weiß mehr, als Ihr Euch träumen laſſet; wir Waidmänner verſtehen allerlei geheime Künſte, ich könnte Dinge enthüllen, welche Euch ſchaudern machen würden, doch wozu? Seid Ihr in die Geheimniſſe des Barons tiefer eingeweiht, dann wißt Ihr 's ohnedem, wenn nicht, braucht Ihr's nicht zu erfahren; vieles Wiſſen macht Kopfweh."

„Ich ſchwöre Ihnen, Herr Depaul, daß ich nichts weiß, als . . .“

„Schwöret nicht, Ihr könntet ohne Noth einen falſchen Schwur thun. Im günſtigſten Falle ſeid Ihr ein Helfershelfer und mir an Euerer Stelle würde um meine Knochen bangen; denn Hochverräther pflegt man zu rädern.“

„Jeſus, Maria . . .“

„Und Joſef! Warum bleibt Euch dieſer Name in der Kehle ſtecken, vielleicht weil auch der Fürſt Rakoczy dieſen Namen führt? Florian iſt ebenfalls ein Heiliger, und noch dazu einer, der Waſſer in die Flammen goß, und doch kenne ich einen gewiſſen Holzhändler, der auch Florian heißt, der aber Oel zum Brande trägt.“

Jetzt trat die alte Baſe in die Stube und trug zwei brennende Kerzen in den Händen.

„Zum Teufel!“ ſchrie der Vierſchrötige, froh eine Gelegenheit zu bekommen, ſeinem Aerger Luft zu machen, „was treibt Ihr denn heute? Ihr hört ja von Tag zu Tag weniger . . .“

„Ich weiß es, lieber Vetter“, entgegnete die Alte gutmüthig, „deshalb habe ich auch zwei auf

einmal angezündet, damit man recht gut ſehen könne."

Marquard erhob ſich und ſagte zu Weiz kurz und befehlend: „Nehmet eine der Kerzen und begleitet mich bis zur Kammer."

Florian that, was der Waidmann verlangte.

Im Hinausgehen flüſterte der junge Mann ſeinem unfreiwilligen Wirthe zu: „Laßt es Euch ja nicht einfallen, den Verräther zu ſpielen, Ihr hättet es bitter zu bereuen."

Der Holzhändler verſprach ſtumm zu bleiben wie ein Fiſch und führte ſeinen zweiten Gaſt, den er im Stillen zu allen Teufeln wünſchte, zu der Kammer, die von der Hinterſtube, wo der Ungar ſich befand, nur durch eine dünne Wand getrennt war, in welcher ſich zum Ueberfluſſe noch ein viereckiges Fenſterchen befand, ſo daß man Alles, was in der Stube vorging, nicht nur hören, ſondern auch ſehen konnte.

Marquard, an der Thüre angelangt, löſchte die Kerze aus und begab ſich geräuſchlos, nachdem er dem Holzhändler ſich zu entfernen befohlen, in die Kammer.

Die Stube nebenan war beleuchtet, der junge Waidmann ſah den Ungar nachdenkend am Tiſche ſitzen.

Schon, daß dieſer noch nicht zur Ruhe gegangen war, dünkte jenem als ein Zeichen, daß noch Jemand erwartet werde; er ließ ſich daher auf einer Bank in der Nähe des Fenſterchens nieder und wartete ebenfalls.

Nach Verlauf von einer Stunde ging nebenan die Thür auf und Baron Falk trat zu dem Ungar in die Stube.

Marquard's ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich auf die nun folgende Scene, von welcher ihm keine Silbe entſchlüpfte.

Die beiden Herren mußten einander unbekannt ſein; denn ſie ſtellten ſich gegenſeitig vor.

„Otto Freiherr von Falk."

„Daniel von Ratky."

Die Ratky's gehörten, beiläufig bemerkt, zu den eifrigſten Anhängern der Familie Rakoczy.

Der Ungar übergab dem Baron ein Legimationsſchreiben, deſſen Unterſchrift und Inſiegel dieſer aufmerkſam prüfte und in Ordnung fand.

Nach dieſen unerläßlichen Formalitäten ſagte der Baron mit ſtrengem Tone: „Sie haben ſich gegen meinen Diener Aeußerungen über mich erlaubt, die ich Ihrem Temperament zu Gute halte und für welche ich um der Sache willen, der wir dienen, keine Rechenſchaft verlange. Der Prinz wird meine Vorſicht gerechter beurtheilen. Um weniger aufzufallen, hätten Sie eine deutſche Kleidung wählen ſollen und ich würde nicht geſäumt haben, Sie bei mir aufzunehmen.

„Wozu dieſe Maskeraden?“ brummte Joſef Rakoczy's Sendling mürriſch, „als unſere Väter vor dreißig Jahren bis an die Mauern Wien's drangen und der Kaiſer Wien zu verlaſſen gezwungen war, haben ſie ſich keiner Maske bedient.“

„Es kann nicht Ihr Ernſt ſein“, verſetzte der Baron ärgerlich, „die jetzigen Verhältniſſe mit den damaligen zu vergleichen. Ihre Unvorſichtigkeit würde nicht nur Sie und mich in's Verderben ſtürzen, ſondern auch unſere Sache gefährden. Seine Hoheit haben mir ſämmtliche Dispoſitionen bei dem Transporte der Kleinodien überlaſſen.

„Ich bin davon aviſirt.“

„Die Kiſte wird in einem eigens hergerichteten Boote Donau abwärts geſchifft. Das Fahrzeug zum Scheine mit Skulpturarbeiten und Marmoblöcken, die nach Belgrad beſtimmt ſind, beladen, hat am Boden einen waſſerſicheren Raum, in welchem das Behältniß mit den Kleinodien genau hineinpaßt. Die Einſchiffung der Kiſte, von mir und meinem Diener beſorgt, geſchieht in Muckendorf hinter Königſtetten. Außer zwei Schifferknechten, deren einer in das Geheimniß eingeweiht iſt, werden Sie und mein Diener die Reiſe mitmachen. Das Boot wird ſeine Steinladung in Wien aufnehmen und Sie und Peter dürfen es erſt hinter Kaiſer-Ebersdorf beſteigen.“

„Von dem Schifferknechte, welchen Sie in das Geheimniß einweihten, iſt wohl kein Verrath zu befürchten?“ fragte Herr von Ratky.

„Ich wähle meine Leute mit Bedacht, er hütet das ſeit vierzehn Tagen in Bereitſchaft gehaltene Fahrzeug, welches hinter Muckendorf am Teufelsſam ankert.“

„Was iſt das für ein Ort?“

„Eine einförmige, von zwei Donauarmen gebildete Inſel. Sie brauchen ſich nicht dahin zu be-

mühen, ſondern halten ſich in dieſer Hütte verborgen, bis Sie von meinem Diener abgeholt werden, mit dem Sie ſich hinter Kaiſer-Ebersdorf begeben, wo das Boot an einem früher feſtgeſetzten Punkte landen und Sie aufnehmen wird."

„Wann treten wir die Reiſe an?"

„Das hängt von Ihnen ab, je nachdem Sie mehr oder weniger Zeit ſich zu erholen benöthigen. Ich denke, ich und Peter beſorgen die Kiſte in der morgenden Nacht in's Boot, laſſen dieſes übermorgen nach Wien rinnen und die Scheinladung einnehmen, worauf unverzüglich die Reiſe angetreten werden kann."

Herr von Ratky erklärte ſich damit einverſtanden. Nach einigen unbedeutenden Verabredungen, für Marquard, folglich auch für den Leſer ohne Intereſſe, beſchwor der Baron den Ungar, ſich der nöthigen Vorſicht zu befleißen, und verabſchiedete ſich mit einer Haſt, welche darthat, daß er froh war, von ihm wegzukommen.

Bald darauf ging der Edelherr in der Stube zu Bette, der Jägersmann in der Kammer folgte ſeinem Beiſpiele.

Nicht lange indeſſen genoſſen ſie der Ruhe, noch

vor Mitternacht entstand in Mauerbach Allarm; . . . doch . . . die Veranlassung dazu soll in den nächsten Kapiteln erzählt werden.

Fünftes Kapitel.

Dem Corporal Iserle geht der Mund und dem Wachtmeister Schebesta die Augen auf und was daraus folgt.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, erachten wir, bezüglich der Hauptperson dieser Geschichte, für den Leser folgende Erklärung für nothwendig:

Graf Cäsar de la Tour, ein natürlicher Sohn des ehemaligen Grafen Alexander von Bonneval (jetzt Renegat Osman Pascha, Befehlshaber der türkischen Bombardiere), zeigte sich bisher dem Leser in dreifacher Gestalt, nämlich als wilder Einsiedler, als Graf Dolabella und als Rekrut Hans Bergmann bei Hohen-Ems-Küraſſier.

Da der neue Proteus auch ferner in einer oder der anderen Maske handelnd auftreten wird, so wollen wir, zur Vermeidung von Irrthümern und um den Eindruck der Erzählung nicht zu schwächen, die bisherigen Bezeichnungen und Namen beibehalten, daher der geneigte Leser, es mag nun vom Bruder Thomas, dem Grafen Dolabella, oder dem Rekruten Hans Bergmann die Rede sein, sich jedes Mal erinnern möge, bloß den Grafen de la Tour, den natürlichen Sohn Alexander's von Bonneval, vor sich zu haben.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns wieder dem alten Wachtmeister Prokop Schebesta und dem Rekruten Hans Bergmann zu, welch' Letzterer, wie man sich erinnern wird, von dem alten Wachtmeister ausersehen war, dessen Kanzlei-Rückstände aufzuarbeiten, da die alte Kriegsgurgel, wie sie sagte, gegen das vermaledeite Federfuchsen eine Aversion besaß, mit dem Pallasch viel gewandter umzugehen verstand, wie mit dem Federkiel, und viel lieber Türkenblut verspritzte, wie Dinte.

In Folge dieser Anstellung, was ebenfalls schon erwähnt wurde, mußte Hans Bergmann einen großen Theil des Tages im Edelhofe in der Stube des

Wachtmeiſters zubringen, hatte dagegen den Abend, die Nacht und die erſten Morgenſtunden zur eigenen Dispoſition, da einer ſeiner Kameraden mit der Pflege ſeines Pferdes betraut war.

Ein paar Tage verfloſſen ohne Zwiſchenfall, als eines frühen Morgens Corporal Iſerle zu dem Wachtmeiſter in die Stube trat, vorſchriftsmäßig ſalutirte und die Worte ſprach: „Herr Wachtmeiſter, ich habe etwas zu rapportiren.“

Schebeſta richtete ſich vom Sitz empor, umgürtete ſich mit ſeinem Pallaſch und ſagte dann: „Redet, Corporal Iſerle, was iſt Euch arrivirt?“

„Herr Wachtmeiſter, ich bin einem beſonderen Caſus auf die Spur gekommen.“

„Was iſt das für ein beſonderer Caſus?“

„Es wird nothwendig werden, dem hohen Regiments-Commando zu rapportiren und es bittweiſe anzugehen, daß es den Herrn Regiments-Pater hierher beordere.“

„Wenn 's nothwendig iſt, ſoll der Rapport erſtattet werden; es iſt beſſer, man benöthigt den Regiments-Pater als den Regiments-Profoß. Doch was iſt geſchehen? Liegt einer der Soldaten auf den Tod?“

„Nein, Herr Wachtmeiſter, ſie ſind alle geſund.“

„Wozu alſo den Pater hierher beordern?“

„Es muß exorcirt*) werden.“

„Oho, das iſt was Neues.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, das iſt was Altes.“

„Bei wem muß exorcirt werden?“

„Bei dem Rekruten Hans Bergmann.“

„Corporal Iſerle, Ihr ſcheint nicht bei Temperament zu ſein! Der Bergmann ſchreibt täglich ſechs bis acht Stunden in meiner Stube und ich habe noch nicht obſervirt, daß der Teufel von ihm Poſſeß genommen hätte. Corporal Iſerle, Ihr kennt entweder den Bergmann oder den Teufel nicht.“

Der Corporal ſchnitt eine grimmige Fratze, wodurch ſeine von der rechten Schläfe bis zum linken Ohrläppchen laufende Narbe ihrer Lage ganz entrückt wurde, dabei murmelte er gekränkt: „Herr Wachtmeiſter kennen meine Promptitüde im Dienſte, Herr Wachtmeiſter wiſſen, daß Corporal Iſerle accurat und vigilant iſt, trotzdem daß der Dienſt eines Corporals der fatigabelſte in der Compagnie iſt.“

*) Den Teufel austreiben.

„Schon gut, ich weiß Alles, erzählet alſo, was hat der Bergmann mit dem Teufel zu ſchaffen?"

„Es iſt noch nicht evident, Herr Wachtmeiſter, ob der Bergmann mit dem Teufel, oder ob der Teufel mit dem Bergmann zu ſchaffen hat?"

„Das iſt, denk' ich, einerlei."

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, wenn der Bergmann mit dem Teufel zu ſchaffen hat, dann iſt der Bergmann abſolut ſchuldig, wenn aber der Teufel mit dem Bergmann zu ſchaffen hat, das heißt, wenn der Böſe über unſeren Rekruten ohne deſſen Dazuthun irgend eine Macht errang, dann iſt der Bergmann unſchuldig; exorcirt wird in jedem Falle, geprügelt jedoch nur im erſteren und zwar der Bergmann; was den Teufel betrifft, ſo können wir ihm leider nicht zu Leibe, er bleibt daher bloß dem Pater überlaſſen."

Schebeſta ließ ſich dieſe ſcharfſinnige Diſtinction gefallen und ſagte: „Kommet endlich zur Sache, Corporal Iſerle!"

„Ich habe heute bereits zum zweiten Male obſervirt", meldete der Corporal, „daß das Pferd des

Rekruten Bergmann bei Viſitationen am frühen Morgen warm geritten iſt.“

„Das Dienſtpferd am frühen Morgen warm geritten? — Da ſoll ja gleich das lateiniſche Malefizgeſicht mit glühenden Zangen gezwickt werden.

„Herr Wachtmeiſter pardonniren, der Bergmann kann nichts dafür, er ſchläft des Nachts ruhig in ſeinem Bette.“ —

„Dann reitet in der Nacht ein Anderer das Dienſtpferd.“ —

„Freilich reitet es ein Anderer, dieſer Andere iſt der Teufel und eben deshalb muß beim Bergmann exorcirt werden.“

„Habt Ihr ihn viſitirt?“

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, der Teufel läßt ſich von unſereins nicht viſitiren.“

„Corporal Iſerle, Ihr ſeid nicht bei Troſt, ich frage nicht, ob Ihr den Teufel, ſondern ob Ihr den Bergmann viſitirt habt?“

„Ja, Herr Wachtmeiſter.“

„Nun, das Ergebniß?“

„Ich fand ihn bei jeder Viſitation ſchlafend im Bette.“

„Wirklich markabel, ſehr markabel“, murmelte Schebeſta, den Kopf ſchüttelnd.

„Ich habe einen ähnlichen Fall ſchon erlebt“, erzählte Iſerle, „und zwar Anno Siebzehn unter Prinz Eugen, ich war damals noch Gemeiner bei den Dragonern, und wir lagen tief unten in Ungarn, jenſeits der Theiß. Mein Schlafkamerad ritt einen erakten Fuchs, als man auf einmal bemerkte, daß das Pferd in der Nacht, ohne daß mein Kamerad mir von der Seite kam, warm geritten wurde. Unſer damaliger Wachtmeiſter hatte das Ding ſogleich weg. Er ſagte, der Teufel reite in der Nacht das Pferd, deshalb müſſe der Dragoner exorcirt werden — man holte den Pater.“ —

„Nun, ließ ſich der Böſe wirklich beſchwören?“

„Freilich, wie denn anders? Der Hauptmann ordnete an, daß der Dragoner nach der Beſchwörung in der Nähe ſeines Pferdes ſchlafen mußte, und ſagte zu dem Manne: „Wenn der Böſe noch einmal Dein Pferd reitet, dann wird mir dies als ein Zeichen gelten, daß es mit Deinem Willen geſchehe, und ich werde Dich nicht mehr mit dem Weihwedel, ſondern mit dem Haslinger exorciren laſſen.“ Von dieſer

Stunde an ließ der Teufel das arme Pferd in Ruhe."

„Selbiger Herr Hauptmann", bemerkte Schebesta, „zeigte eine große Erperienz — wir werden uns sein Verfahren ad notam nehmen." —

„Der Herr Wachtmeister wollen also um den Herrn Pater bittweise ansuchen?"

„Später, Corporal Iserle, später."

„Und wenn bis dahin der Teufel das kaiserliche Dienstpferd zu Schanden reitet?"

„Wir werden es zu verhindern wissen."

„Ohne den Regiments-Pater?"

„Sogar ohne Weihwasser und ohne Wedel."

„Ich bin gespannt, Herr Wachtmeister, sehr neugierig, wie Sie das anstellen wollen?"

„Ihr sollt es sogleich vernehmen."

Der Corporal spitzte die Ohren. Schebesta, in dessen Kopf es licht zu werden begann, fixirte ihn vom Scheitel bis zu den Zehen und begann nach einer langen Pause:

„Corporal Iserle, was ist in jener Nacht vorgegangen, als ich den Rekruten Bergmann unter Euere

Obhut ſtellte und mit den Küraſſieren Spiegel und Stranek von dannen ritt?"

Der Wachtmeiſter ſtellte die Frage mit jenem markirten Ausdrucke, der ihm den Anſchein gab, als frage er, nicht um Neues zu erfahren, ſondern um ſchon Erfahrenes beſtätigt zu erhalten.

Der martialiſche Corporal, welcher ſeinen Vorgeſetzten um eine halbe Kopflänge überragte, wurde ſtutzig und fragte mit unſicherer Stimme: „Was ſoll denn vorgegangen ſein, Herr Wachtmeiſter?"

„Das eben will ich von Euch aus Euerem eigenen Munde hören, Corporal Iſerle."

„Ich bin, wie der Herr Wachtmeiſter mir befahlen, aus der Stube des Rekruten Bergmann nicht hinausgekommen."

„Und der Rekrut?"

„Auch nicht."

„Könnt Ihr darauf ein feierliches Jurament ablegen?"

„Ein Jurament ... wegen ſolcher Kleinigkeit? ..."

„Corporal Iſerle, im Dienſte gibt es keine Kleinigkeiten, ein abgeriſſener Knopf wiegt eben ſo ſchwer, wie ein vertrunkenes Hemd. Beantwortet meine

Frage wegen des Juraments mit „Ja" oder mit „Nein."

„Corporal Iſerle", erwiderte der Benarbte mit einer Art Trotz, „hat noch niemals gelogen und will es auch jetzt nicht thun, daher ſagt er: „Nein!"

„Corporal Iſerle, mir ſcheint, der Teufel reitet nicht nur das Pferd Bergmann's, ſondern auch Euch. Ich werde Euch mit dem eiſernen Roſenkranz an Händ' und Füßen zum Stabe ſenden, daß man Euch dort exorcire."

„Herr Wachtmeiſter, ich bitte ſprechen zu dürfen."

„Redet, jedoch die Wahrheit; denn ſonſt ſoll Euch der Profoß mit Honig und Scheidewaſſer das lügneriſche Maul auswaſchen, Ihr, Ihr . . ."

Schebeſta hielt inne, er entſann ſich der Vorſchrift, die ihm verbot, einen Corporal zu beſchimpfen.

Iſerle ſchien darauf gewartet zu haben, daß ſich ſein Vorgeſetzter eine Blöße geben würde, allein er gab ſie nicht.

„An jenem Abend", begann nun der Benarbte zu erzählen, „ſaß ich mit dem Rekruten Bergmann in ſeiner Stube, da ſtellte der Schelm einen vollen Krug auf den Tiſch."

„Pardonniren, er wollte es thun, allein ich ſagte: „Corporal Iſerle wird heute nichts mehr trinken.“

„Hat der Corporal Iſerle ſein Wort gehalten?“

„Ja, Herr Wachtmeiſter. D'rauf brachte der Rekrut zwei wohlgeſtopfte Tabakspfeifen.“

„Dabei giebt es nichts Verfängliches . . .“

„So dachte auch ich und begann zu rauchen, auf einmal jedoch fing es an in meinem Kopfe wirbelig zu werden.“

„Oho!“

„Alles drehte ſich mit mir im Kreiſe, als hätt' ich den Veitstanz.“ —

„Wär' ich nur dabei geweſen, ich hätt' Euch dazu Eins aufgeſpielt.“

„Die Augenlider wurden mir bleiſchwer und ſchnappten von ſelbſt zu, wie ein ſchlechter Pfannendeckel an der Muskete, die Sinne ſchwanden, ich war bewußtlos.“

„Ich wollte, Ihr wäret gar nicht mehr zur Beſinnung gekommen, dann hätte ich ſchon damals gewußt, wie ich mit dem confiscirten aufgeſchwollenen Schnapphahn daran bin.“

„Item, ich bin doch zur Beſinnung gekommen,

freilich etwas ſpät; denn gleich darauf traten Sie, Herr Wachtmeiſter, in die Stube und fragten: „Meine Ordre punctuell befolgt?“

„Worauf ich die Antwort erhielt: „Wie Sie ſehen!“

„Und das war keine Lüge, Herr Wachtmeiſter, hätten Sie mich genau angeſehen, Sie würden mir den Schlaf von den Augen herabgeleſen haben.“

„Corporal Iſerle, wäret Ihr in dieſer Minute gemeiner Küraſſier, ich würde Euch mit Wonne ſiebenunddreißig ſo gewichtige Jagdhiebe aufzählen, daß ſelbſt der heilige Petrus aus Erbarmen Euch die Himmelthür öffnen ſollte.“

„Item, vor der Hand bin ich, Gott Lob! noch der Corporal Iſerle.“

„Ich ſage „leider“ und denke mir meinen Theil.“

„Aus dem Erzählten werden Herr Wachtmeiſter, wenn Sie dabei das warm gerittene Pferd im Kopfe behalten, deutlich erſehen, wie es unerläßlich iſt, den Herrn Regiments-Pater anhero zu beſtellen.“

„Nicht allein der Regiments-Pater, ſondern auch der Auditor und der Profoß ſind unerläßlich, Ihr weißmarmorirtes Schienbein.“

„Herr Wachtmeiſter.“ —

„Das iſt kein Schimpfwort, vielmehr für einen Küraſſier-Corporal eine Schmeichelei.“

Iſerle beſchied ſich mit dieſer Auslegung und ſagte: „Meines Erachtens iſt es außer Zweifel, daß der Rekrut Bergmann und der Teufel in irgend welcher Connexion ſtehen.“

„Und meines Bedünkens, fiel ihm Schebeſta in's Wort, iſt es außer Zweifel, daß wir Beide übertölpelt worden ſind: Ihr mit der Pfeife und ich durch Euch.“

„Dann ſoll ja der leibhaftige . . .“

„Still, Corporal Iſerle, in Gegenwart eines Vorgeſetzten iſt es Euch zu fluchen nicht geſtattet.“ —

Ich bitte Sie, Herr Wachtmeiſter, es ſtatt meiner zu thun.“

„Alle ſteieriſchen Donnerwetter ſollen dem ausgepeitſchten Schulbank-Tapezirer in das Sitzfleiſch fahren, ſein Buckel wird ein Tanzſaal werden, auf dem die Steigbügel des ganzen Regiments Kirmeß halten ſollen, ſo wahr ich Prokop Schebeſta heiße und kaiſerlich öſterreichiſcher Wachtmeiſter bin!“

„Befehlen Herr Wachtmeiſter, daß ich den Bergmann in Arreſt nehme?"

Schebeſta beantwortete die Frage nicht ſogleich, ſondern begann vorerſt zu überlegen.

„Ich habe es mit einem liſtigen Burſchen zu thun", dachte er, „der Rekrut mußte an jenem Abende merken, daß es darauf abgeſehen ſei, ſich von ſeiner Identität mit dem Klausner zu überzeugen, er betäubte den Corporal mit einer Pfeife Tabak, die er mit irgend einem Teufelskraut füllte, und ſprengte dann auf ihm bekannten Waldwegen zur Klauſe, wo er vor mir anlangte und ſich mir als Einſiedler präſentirte. Ebenſo ſtellte er es mit der Heimkehr an. Gegenüber einem ſolchen Patron muß man vorſichtig zu Werke gehen. Was alſo beginnen?"

Eine längere Pauſe verſtrich, der Corporal wiederholte ſeine Frage, worauf der Wachtmeiſter verſetzte: „Noch nicht, zur Arretirung iſt noch immer Zeit genug. Einſtweilen ſaget mir, ahnt der Bergmann den Rapport, welchen Ihr mir erſtattet?"

„Nein, er weiß nichts davon."

„Dann wollen wir ihn aus ſeiner Sicherheit auch nicht ſtören, ſondern folgendes Manöver ausführen:

Sobald der Bergmann zur Kanzleiſtunde in meine Stube kommt, wird mein Burſche, der Wieſel, ihn im Auge behalten. Ihr, Corporal Iſerle, laſſet dann raſch und heimlich die Gemeinen Spiegel und Stranek aufſitzen, haltet für mich ein geſatteltes Pferd in Bereitſchaft und begebt Euch hierauf in den Stall, um Bergmann's Pferd zu überwachen. Die beiden Küraſſiere mit dem geſattelten Pferde erwarten mich außerhalb des Ortes auf der Wiener Straße. Verſtanden?"

„Vollkommen, Herr Wachtmeiſter."

„Dann rechts um, marſch."

„Herr Wachtmeiſter!"

„Was wollt Ihr noch?"

„Was hat zu geſchehen, wenn ich morgen früh Bergmann's Pferd wieder warm geritten attrapire?"

„Dann werdet Ihr mir's rapportiren."

„Sehr wohl."

„Und ich werde Euch in Eiſen zum Stabe ſchicken."

„Sehr wohl."

„Ihr kennt den Herrn Oberſt?"

„Sehr wohl."

„Er verſteht keinen Scherz und ehe acht Tage vergehen, ſeid Ihr degradirt.

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, ehe Corporal Iſerle ſich degradiren läßt, nimmt er 's mit dem Teufel auf."

„Thut das und Ihr werdet keinen Regiments-Pater benöthigen. Zum zweiten und zum letzten Male, rechts um, marſch!"

Iſerle machte auf dem linken Abſatze eine ganze Wendung und ſchritt gravitätiſch zur Thüre hinaus.

Um acht Uhr fand ſich der Rekrut Bergmann ein und begann ſeine Arbeit am Schreibtiſche.

Schebeſta ging ab und zu, bis er ſich endlich unbemerkt aus der Stube verlor. An ſeiner Stelle erſchien Wieſel und machte ſich allerlei zu ſchaffen.

Iſerle überwachte Bergmann's Pferd, und Schebeſta, von den Küraſſieren Spiegel und Stranek begleitet, ſprengte wieder gegen das Halterthal.

. . . . . .

. . . . . .

Das Manöver, welches die alte Kriegsgurgel gegenüber dem Rekruten Bergmann ausführte, war nicht übel combinirt.

Während Lorenz Wieſel den Feind in der Fronte beobachtete und Corporal Iſerle deſſen Flanke im Auge behielt, attaquirte Schebeſta ihn im Rücken, indem er die Klauſe im Halterthale abermals unterſuchte.

In dem alten Soldatenſchädel war nämlich, durch das Geſtändniß des Corporals, das Mißtrauen, der wilde Einſiedler und der Rekrut ſeien eine und dieſelbe Perſon, in voller Größe wiedererwacht und er beſchloß, ſich dies Mal nicht mit einem bloßen Augenſchein zu begnügen, ſondern den Klausner nach Mauerbach mitzunehmen, im Nothfalle auch zu zwingen und mit Bergmann zu confrontiren.

Fand er den Einſiedler nicht daheim, dann war der Verdacht der Identität beinahe gerechtfertigt und man brauchte den Rekruten nur einmal bei dem nächtlichen Ritte zu attrapiren, und die volle Gewißheit des Betruges war ſo viel wie conſtatirt.

Der Wachtmeiſter mit ſeiner Begleitung jagte daher in's Halterthal und langte dort in der möglichſt kurzen Friſt an.

Dieſe Klauſe war bald erreicht, man ſtieg ab, der Küraſſier Stranek mußte wieder die Pferde halten und Spiegel begleitete ſeinen Vorgeſetzten.

Es war am hellen Tage, die Sonne ſtand bereits hoch.

Schebeſta pochte an die Thür der Einſiedelei; — drinnen meldete ſich Niemand.

Abermaliges Klopfen ohne einen günſtigeren Erfolg.

Der Wachtmeiſter triumphirte, inſofern ein Menſch, der einen erlittenen Betrug zu entdecken ausgeht und ſich davon auch wirklich zu überzeugen anfängt, triumphiren kann.

„Der Wurzelfreſſer iſt heute nicht daheim", murmelte der Küraſſier Spiegel.

Der Wachtmeiſter ſchleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu und ſagte:

„Gemeine reden in Gegenwart von Vorgeſetzten nur dann, wenn ſie dazu aufgefordert werden, für ungewaſchene Mäuler gehört Zucker und ſiedendes Blei, Du blondhaariger Kalbskopf mit einem Menſchengeſicht. Daß wir heute den Kräuterkauer nicht daheim antreffen, darauf hätt' ich im Voraus wetten mögen."

„Und Herr Wachtmeiſter ſind dennoch hergeritten?"

„Eben deshalb geſchah es, du ärariſch montirter Bratenwender.“

Während Schebeſta mit dem Soldaten ſprach, kam hinter der Klauſe ein Landmann hervor.

„Was macht der Bauer da?“ fuhr ihn der Wachtmeiſter etwas barſch an.

„Ich wollte mit Bruder Thomas ſprechen.“

„Wer iſt dieſer Bruder Thomas?“

„Wer ſoll's denn ſein, als der wilde Einſiedler?“

„Er iſt bis dato noch nicht wild“, murmelte Schebaſta grimmig, „aber er ſoll's werden, oder ich will nicht nur dies-, ſondern auch jenſeits degradirt ſein.“

Und laut ſagte er: „Man kann mit dem Einſiedler nicht ſprechen, er iſt nicht daheim.“

„Wer ſagt denn, daß er nicht daheim iſt?“

„Der Wachtmeiſter Schebeſta ſagt 's, ungeackerter Bauernſchroll.“

Der Landmann zuckte die Achſeln und erwiderte nachläſſig: „Ich weiß es beſſer.“

„Wenn man 's beſſer weiß, ſo rede man.“

„Bruder Thomas iſt wohl daheim, aber er ſchläft.“

Schebeſta zuckte überraſcht und enttäuſcht zuſammen, begann, einigermaßen verlegen, ſeinen Schnauz-

bart im Kreiſe zu wirbeln und murmelte endlich: „Um ſo beſſer, um ſo beſſer!“

Der Landmann ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Kommen Sie hierher, Herr Wachtmeiſter, und Sie werden ſich überzeugen.“

Der Wachtmeiſter folgte ihm mechaniſch zum Fenſter, durch welches man des Klausners Lagerſtätte ſehen konnte, lugte hinein und gewahrte in der That den Einſiedler auf der Blättermatratze liegend, die langen Haare wirr über das Antlitz laufend.

„Teufel!“ murmelte Schebeſta, „er iſt's wirklich, der Bergmann iſt dennoch kein ſo ſchlechter Kerl, die malitiöſe Aehnlichkeit iſt nicht ſeine Schuld. Item, ohne Confrontation ſoll 's heute nicht ablaufen.“

Nach dieſen Worten klopfte er an's Fenſter.

„Um Gott!“ fragte der Landmann erſchreckt, „was beginnen Sie?“

„Ich ſchlage Reveille.“

„Sie werden ihn doch nicht wecken wollen?“

„Warum denn nicht?“

„Weil er's verboten und noch kein Menſch es gewagt hat.“

„Wenn noch kein Menſch es gewagt hat, ſo thu'

ich's, der Wachtmeiſter Prokop Schebeſta von Hohen-Ems-Küraſſier!" und damit begann er abermals zu pochen.

Der Landmann gab ſich keine weitere Mühe, ihn abzuhalten. Ihm kam es erwünſcht, daß Jemand den Bruder Thomas weckte; denn er wollte ihn um eine Arzenei für ſein krankes Weib angehen und wartete ſchon ſechs Stunden auf deſſen Erwachen.

„Teufel!" brummte der Wachtmeiſter, der noch immer vergebens Reveille ſchlug, „das nenn' ich einen feſten Schlaf, der Kerl muß lauter Mohnköpfe gefreſſen haben, denn ſonſt müßte er ſchon längſt erwacht ſein. Item, wir werden uns in die Klauſe begeben, Spiegel, zieh' Deinen Pallaſch blank und halte hier Wache, damit Niemand durch's Fenſter entfliehe.

Die beiden Anderen näherten ſich wieder der Thüre, Schebeſta wollte ſie öffnen und fand ſie von Innen verriegelt.

„Damit Ihr dem lieben Herrgott den Tag nicht umſonſt aus der Taſche ſtehlt", wendete er ſich an den Landmann, „ſo habt die Güte und rennt die Thür ein. Wenn 's ſein muß, nehmt Eueren Kopf zu Hilfe; Bauernſchädel ſind hart genug."

Der Landmann lehnte ſich mit dem breiten Rücken an die Pforte der Einſiedelei und brachte ſie mit einiger Anſtrengung zum Weichen.

„So", murmelte der Wachtmeiſter, „die Breſche iſt gelegt, jetzt marſchiren wir ein."

Er trat, von dem Landmanne gefolgt, in die Klauſe und ging ohne Aufenthalt bis zur Schlafſtätte des Einſiedlers; — doch dieſer regte ſich noch immer nicht.

Spiegel lugte von Außen neugierig herein.

„Damit Du bequemer zuſehen kannſt, mein Schäflein", rief ihm der Wachtmeiſter zu, „ſo ſchlag' gefälligſt das Fenſter ein, denn Leute, welche ſich eines ſo feſten Schlafes erfreuen, wie dieſer Waldbruder, ſind 'ne Rarität und verdienen, daß man ſie mit freiem Aug' ohne Glas anſehe!"

Die alte Kriegsgurgel fing an guter Laune zu werden, ſie wußte ſchon warum.

Und mit der Fußſpitze an den Schlafenden ſtoßend, fuhr Schebeſta fort: „Heh da, aufgewacht, wenn's möglich iſt!"

Die Geſtalt blieb wie bisher ohne Leben.

„Machen wir dem Spiel ein Ende", ſagte jetzt

der Wachtmeiſter, bückte ſich hinab, ergriff den Klausner an den langen Haaren und erhob ihn.

„Jeſus Maria!“ ſchrie der Landmann auf und ſprang todtenbleich drei Schritte zurück.

Der Soldat hielt den Kopf des wilden Einſiedlers frei in der Luft.

„Seid kein Haſenfuß“, redete er den Erſchrockenen an, „Ihr ſeht ja, der Schädel iſt hohl, vom Klausner keine Spur, die Geſtalt da iſt ja nur eine Puppe oder vielmehr bloß ein künſtlicher Kopf, denn das Uebrige ſind Kleider ohne Körper.“

Und ſo war 's auch.

Der Wachtmeiſter, ohne ſich weiter zu beſinnen, wendete ſich zu dem Wachmanne am Fenſter und ſagte:

„Spiegel, verſorg' in Gottes Namen Deinen Pallaſch, komm' herein, breite Dein Schnäuztuch auseinander und packe den wilden Einſiedler hinein, denn wir werden ihn mit uns nehmen nach Mauerbach.“

Während der Küraſſier den Befehl des Vorgeſetzten vollzog, kehrte ſich dieſer zu dem mit offenen Munde wie eingewurzelt ſtehenden Landmanne und ſagte:

„Ihr ſeid getäuſcht worden, tröſtet Euch, es ging anderen Leuten nicht beſſer, item, die anderen Leute werden für ſich und Euch Revange nehmen. Ein ganzes Zeughaus voll Stecknadeln ſoll dem Galgenvogel tempoweiſe durch's Fleiſch fahren, ich werde ihm zeigen, was der Wachtmeiſter Schebeſta zu effektuiren im Stande iſt! Jetzt Küraſſiere laßt uns heimreiten."

Und eben ſo raſch, wie ſie gekommen, trabten die Soldaten von dannen, den noch immer entſetzten Landmann allein zurücklaſſend.

Sechstes Kapitel.

Prokop Schebeſta beweiſt dem Rekruten Hans Bergmann, was er zu effektuiren im Stande iſt.

Wir können den alten Wachtmeiſter in Mauerbach nicht anlangen laſſen, ohne zu erwähnen, was

er während des Rittes dahin in Gedanken ausbrütete.

Die entdeckte Maske des wilden Einsiedlers bestätigte ihm bis zur Augenscheinlichkeit, daß Bruder Thomas und Hans Bergmann eine und dieselbe Person seien.

Was den Klausner bewogen haben mochte, sich anwerben zu lassen, war dem Soldaten ein Räthsel; der Umstand jedoch, daß der Rekrut bei der Assentirung seinen Klausnerstand verschwieg, sogar eine Puppe in die Klause legte, um das Landvolk an seine Anwesenheit glauben zu machen, mit einem Worte, sein Betrug nach der einen Seite hin ließ mit Recht auch auf einen Betrug nach der anderen schließen.

Schebesta, der sich schon darüber ärgerte, einen Einsiedler zu dem ausgezeichneten Regimente Hohen-Ems angeworben zu haben — der Spott darüber, sobald die Sache laut wurde, konnte nicht ausbleiben — Schebesta, sagen wir, stand — wenn er den Betrug von Seiten Bergmann's nicht verhinderte — in Gefahr, sein Renommée als verläßlicher Wachtmeister befleckt zu sehen, abgesehen davon, daß er, im Falle

eintretenden Schadens, dem Aerario Erſatz hätte leiſten müſſen.

Aus dieſen Motiven entſprangen ſeine Entrüſtung und ſein Eifer; gekränkte Eigenliebe, Ehrgeiz und Intereſſe waren die Hebel ſeiner Handlungen.

So eifrig indeſſen der alte Soldat in's Gefecht ging, ſo verſäumte er doch niemals die nöthige Vorſicht.

Auch in dieſer Angelegenheit wollte er ſich keiner Voreile ſchuldig machen.

Die Maske des wilden Einſiedlers, welche er mit ſich nach Mauerbach nahm, war wohl ein Corpus delicti, welches vor dem Auditor gegen Bruder Thomas zeugte, allein die Identität zwiſchen dieſem und Bergmann erſchien damit noch keineswegs als rechtskräftig erwieſen. Es gibt Dinge, die man mit gutem Gewiſſen als wahr beſchwören und dennoch vor Gericht nicht beweiſen kann.

Der Rekrut, ſo lange man ihn auf keiner That ertappte, welche ihn mit der Klauſe im Halterthale in Zuſammenhang brachte, konnte vor dem Richter recht wohl fragen: ob man denn ihn für die Schelmereien eines Menſchen verantwortlich machen könne,

der ihm zufällig ähnlich, ſonſt aber ganz unbekannt ſei?

Selbſt das Verſchwinden des Klausners war noch immer kein Argument für die Identität der Perſon.

Außerdem konnte der Wachtmeiſter dem Soldaten weder eine Abſenz beweiſen, noch ſonſt ein Vitium zur Laſt legen, es fehlten ſomit nicht nur der Beweis, ſondern auch Thatſachen, welche dieſen zum Theil hätten erſetzen können.

Dies Alles leuchtete dem klugen, praktiſchen Blicke des Wachtmeiſters ein und er beſchloß in der Angelegenheit mit möglichſter Reſerve vorzugehen.

Aus dem Rapporte des Corporals Iſerle konnte man füglich die Vermuthung ſchöpfen, daß der Rekrut nächtliche Ritte vornehme, erweiſen ließ ſich dies bisher nicht, weil Bergmann's Pferd einem zweiten Küraſſier zur Pflege übergeben war, und weil man auf den Rekruten, den der Wachtmeiſter zum Schreiben verwendete, weniger Acht habe.

Schebeſta brachte die heimlichen Ritte mit der Doppelrolle, welche der Rekrut ſpielte, in Zuſammenhang und murmelte zornig in ſich hinein:

„Der Strolch iſt am Tage Küraſſier und in der

Nacht wilder Einsiedler. Ich will ihm das Spiel verderben, indem ich einmal die Karten mische, er soll bald fühlen, was der Wachtmeister Schebesta zu effektuiren im Stande ist."

Nachdem der Wachtmeister dies Alles erwogen hatte, begann er seinen Plan zu ersinnen, dessen Zweck kein anderer sein konnte, als den Rekruten bei einer heimlichen dienstwidrigen Aktion zu attrapiren. Am sicherſten erreichte man dies, wenn man ihm auflauerte, wenn, wie Corporal Iserle behauptete, der Teufel wieder Bergmann's Pferd reiten würde. Gelang es, den Rekruten der heimlichen Ritte zu überweisen, so konnte man damit recht wirksam die Anklage wegen gespielter Doppelrolle und betrügerischer Absicht in Verbindung bringen.

Um diesen Zweck zu erreichen, erschien vor Allem nothwendig, daß der unter sorgfältige Beobachtung gestellte Rekrut keinen Verdacht schöpfe und die entdeckten Thatsachen ihm ein tiefes Geheimniß blieben. Schebesta nahm daher nicht nur die beiden Küraſſiere, sondern bei seiner Ankunft in Mauerbach auch den Corporal Iserle in Eid, weil bloß diese drei Personen in das Geheimniß eingeweiht waren.

Während ringsum das Netz gewoben wurde, in welchem Bergmann sich fangen sollte, schrieb und rechnete er so emsig, als umfasse diese Arbeit den alleinigen Zweck seines ganzen Lebens.

Die Rückkehr des Wachtmeisters erfolgte eben so unbemerkt, wie dessen Entfernung, die Kriegslist gelang dem alten Soldaten vollkommen, der arglose Rekrut ahnte nichts von Allem, was vorging.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, Bergmann kehrte nach verstrichener Arbeitszeit in sein Quartier zurück, putzte emsig seine Rüstung und Montur, überzeugte sich, ob seinem Pferde die gehörige Wartung zu Theil geworden sei und ging hierauf in den zum Hause gehörigen Garten, wo er sich im Grase niederließ.

Die Dunkelheit war mittlerweile hereingebrochen, Bergmann verließ den gewählten Ruheplatz nicht.

Hinter dem Garten lag ein schmaler Wiesenplan, an den ein waldiger Hügel stieß.

Von daher kam plötzlich ein Bursche zum Vorschein, ging zum Zaun jenes Gartens, wo der Rekrut sich befand, und rief hinüber:

„Guten Abend, Herr Küraſſier!"

Bergmann erhob ſich raſch, eilte auf den jungen Menſchen zu und ſagte geheimnißvoll:

„Ah, endlich biſt Du zurück, wo haſt Du ſo lange verweilt?“

Offenbar war es dieſer Bote, deſſen verzögerte Ankunft den Rekruten bisher im Garten zurückgehalten hatte.

Der Burſche, er war der Sohn eines Mauerbacher Inſaſſen, beantwortete die Frage Bergmann's mit der Stimme des Bedauerns, indem er ſagte:

„Ich konnte nicht zeitlicher kommen, Herr Bergmann, weil es mit dem Wege nach Hintersdorf nicht abgethan war.“

„Gab man Dir dort die erwünſchte Auskunft nicht?“

„Die Auskunft erhielt ich wohl, ich fand auch das Haus, wo die Brüder Depaul wohnen, allein keiner von beiden war daheim und Niemand in der Nachbarſchaft wußte mir zu ſagen, wohin ſie ſich begeben hatten. Sie ſind fortgegangen, hieß es allerorts, ohne zu ſagen wohin. Es iſt das ihre Weiſe.“

„Auf dieſe Art war Dein Weg ganz umſonſt?“

„Nicht ganz, Herr Küraſſier, hören Sie mich nur

weiter an. Nach häufiger, vergeblicher Nachfrage trat ich ärgerlich über den vergeblichen Gang von Hintersdorf den Heimweg an. Als ich in den Pitzelsdorfer Wald kam, Ihr wißt, er iſt vom Paſſauer Walde bloß durch den Rußberg getrennt, begegnete ich einer Dirne, mit der ich mich in ein Geſpräch einließ. Sie erzählte mir, ſie nenne ſich Suſanna Biegler und diene einer vornehmen Dame im Paſſauer Walde. Ein Wort gab das andere, ich erzählte ihr, ich käme von Hintersdorf, wo ich einen Waidmann Namens Depaul geſucht und nicht gefunden habe."

„Depaul? Ei ſeht doch!" rief das Mädchen verwundert.

„Hoho, Du ſauberer Schatz, ſagte ich zu der Jungfer, Du thuſt ja, als wüßteſt Du, wo der Jäger anzutreffen?"

„Wo der iſt, antwortete die Dirne, vermag ich nicht anzugeben, wohl aber weiß ich, wo ſein jüngerer Bruder weilt."

„Mein Auftrag, meinte ich hierauf, lautet zwar an den älteren, indeſſen, da dieſer nicht zu treffen iſt, vermag mir vielleicht der jüngere darüber Auskunft zu geben. Wo find' ich dieſen?"

„Das Mäd'l ſpreitzte ſich ein wenig, mir die verlangte Auskunft zu geben, endlich, nachdem ich ihr gelobt, ſie nicht zu verrathen, entdeckte ſie mir, der junge Menſch befinde ſich bei ihrer Herrin, einer vornehmen Dame, und werde von ihr wie ein Sohn behandelt. Ich ließ mir von ihr die Stelle bezeichnen, wo ungefähr das einſame Haus der Vornehmen ſtehe und eilte dahin. Die Bieglerin meinte, man würde mich, weil es am Tage ſei, einlaſſen, aber proſit die Mahlzeit, als ich dort ankam, hieß es, der junge Herr wäre für Niemanden als für ſeinen Bruder zu ſprechen, ich mußte mit langer Naſe abziehen und eilte heim."

Bergmann gab dem Burſchen ein Geldſtück und ſagte: „Ich danke Dir für die Botſchaft, ich bin damit vollkommen zufrieden!"

Hierauf begab er ſich durch den Garten in ſein Kämmerchen und warf ſich auf das Lager.

Die Kunde, welche er ſoeben erhielt, überraſchte ihn.

Wie kam Albin zur Marcheſa Vendetta, und was bewog die räthſelhafte Frau ſich ſeiner wie eines Sohnes anzunehmen?

Hans Bergmann überließ ſich Betrachtungen und Combinationen, die er ebenſo ſchnell verwarf, als ſie entſtanden waren.

„Die Dringlichkeit, mit der mein Vater nach dem Jünglinge verlangt", ſprach er für ſich, „läßt mich vermuthen, daß dieſer ihm näher ſtehe, als er bisher mir anzuvertrauen für gut fand. Sollte Albin Marquard's Bruder *nicht* ſein? Sollte er ſein Leben meinem Vater verdanken, folglich mein Bruder ſein? Faſt möchte ich dieſe Fragen auf's Gerathewohl bejahen, denn ſchon als ich Marquard von der ſchweren Krankheit heilte, fühlte ich für den ſchönen, klugen Knaben ein lebhaftes Wohlwollen und eine unbekannte Stimme in mir ſprach für ihn. Wenn dem wäre, wie ich vermuthe, dann hätte ich nicht bloß den Wunſch des Vaters, ſondern ſogar eine eigene Pflicht zu erfüllen und den Bruder aus einer Umgebung zu reißen, wo er in einer, ſeiner Abſtammung ganz unwürdigen Lage ſein Leben verbringen müßte, während ihm unter dem Schutze und Einfluſſe des Vaters eine glänzende Zukunft beſchieden wäre. Was aber bewog dieſe Marcheſa, ſich des Knaben anzunehmen? Als die Marcheſa meine Be-

werbung um ihre Gunſt zurückwies und ich das letzte Mal von ihr ging, ſagte ich zu mir, es lohne ſich der Mühe, ſie im Auge zu behalten, und ſiehe da, jetzt bin ich ſogar bemüßiget, mich ihr wieder zu nähern. Aber wie, ſoll ich mit der Wahrheit vor ſie hintreten, oder mich eines Vorwandes bedienen? Soll ich mich Albin als Graf Dolabella oder als Klausner nähern? Den letzteren kennt er bereits, iſt ihm gewiſſermaßen verpflichtet und würde ihm eher vertrauen, wie einem ihm ganz unbekannten Grafen."

Hans Bergmann bemühte ſich im Geiſte, eine Löſung für die ihm bevorſtehende Aufgabe zu finden.

Nahe an zwei Stunden dauerte der Wahlkampf, endlich ſprang er vom Lager empor und ſagte entſchloſſen:

„So geſchehe es. Ich will einſtweilen erkunden, was die Marcheſa bewog, ſich des Jünglings anzunehmen. Albin ſoll mir ſagen, wo ich Marquard treffe, und dieſer, der meiner Heilkunſt ſein Leben verdankt, ſoll mir beiſtehen, meinen Zweck zu erreichen.

Ich habe keine Zeit zu verlieren und will noch heute als Dolabella bei der Marcheſa einſprechen."

In Folge dieſes Entſchluſſes verließ der Rekrut heimlich die Stube.

Von dieſem Momente an begann ſeinerſeits ein leiſes, geſchäftiges Walten.

Die eilfte Nachtſtunde war bereits genaht, im Orte herrſchte jene unheimliche Geiſterſtille, wie ſie in den Straßen einer volkreichen Stadt um keine Nachtſtunde angetroffen wird.

Bergmann eilte leiſen Schrittes in den Stall, wo ſein Pferd ſtand.

Es war kein edles, aber ein treues Thier; kaum ſah es ſeinen Herrn, als es ſich vom Strohlager erhob und den Kopf nach ihm wendete.

Der Rekrut ſtreichelte ihm den Hals und liſpelte: „Nur Geduld, mein Burſche, wir werden ſogleich aus dem Hauſe ſein!“

Ueber dem Stalle befand ſich ein Heuboden, zu welchem eine Leiter führte.

Dieſe eilte Bergmann hinan und kam in weniger als zwei Minuten mit einem gefüllten Mantelſack und einem Bündel mit Linnenlappen zurück.

Mit den letzteren umhüllte und umband er die Hufe des Pferdes, damit es ihn geräuſchlos forttrage,

wie jene geſpenſtiſchen Renner, welche mit ihren Reitern ohne Fleiſch und Blut durch Nacht und Wind ungehört dahinfliegen.

Hierauf löſte er den Strick von der Krippe und leitete das Pferd an der Halfter in den Hof.

Das Thier war und blieb ungeſattelt, nicht einmal eine Decke ſchützte ſeinen Rücken.

Bergmann ſchwang ſich hinauf, hielt den Mantelſack unterm Arme — es befanden ſich darin die Kleider, welche er als Graf von Dolabella anzuziehen gedachte — bediente ſich der Halfter ſtatt des Zügels, drückte die Schenkel an die Weichen des Thieres und ſagte: „Hopp, hopp!“

Das Pferd rannte an und überſetzte den vier Schuhe hohen Zaun, welcher den Hofraum umfriedete.

Nach dem Sprunge legte es kaum zwanzig Ellen zurück, als plötzlich ein langgezogenes, tieftöniges, „Haaaalt!“ erſcholl.

Dieſer Ruf kam aus der Kehle des Corporals Iſerle.

Beim Militair gehorchen nicht nur Menſchen, ſondern auch Thiere dem Commando.

Das Pferd, als es die ihm nur zu bekannte Stimme

ſeines Exerziermeiſters hörte, blieb, wie das Commandowort es erheiſchte, plötzlich ſtehen.

Im erſten Momente wähnte Bergmann, der Corporal kehrte erſt aus der Schenke heim, wo er öfter tief in die Nacht hinein, länger als geſund und erlaubt, zu verweilen pflegte; an ſolchen Abenden befand er ſich in einem Zuſtande, wo er, dem Irdiſchen entrückt, für dieſes kein Sehvermögen beſaß, Bergmann wäre ihm daher in einem ſolchen Falle ohne Zweifel unerkannt geblieben, weshalb der Ruf des Corporals ihn auch mehr überraſchte als erſchreckte.

Die Ueberraſchung währte indeſſen nur eine Sekunde lang, ſchon in der zweiten drückte er dem Pferde beide Sporen in die Weichen, um es an dem Corporale vorbei in Lauf zu ſetzen, doch der Unterofficier, nüchtern wie ein Bettelſtudent am Charfreitage, erſah die Bewegung und rief zum zweiten Male mit noch kräftigerer und noch tieferer Stimme: „Haaaalt!“

Das Pferd, ſo merkwürdig war ſeine militairiſche Ausbildung, trotzte den Spornſtacheln des Reiters und gehorchte dem Commandoworte des Unterofficer — es bäumte ſich zwar vor Schmerz, aber es ging nicht von der Stelle.

Bergmann erkannte die mächtige Wirkung tief gewurzelter Gewohnheit bei dem Thiere, verzichtete raſch auf den Entſchluß, es in Lauf zu bringen, und ſann auf ein anderes Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Corporal Iſerle ſprang auf das Pferd zu, faßte die Halfter und riß daran mit ſolcher Kraft, daß das Thier augenblicklich auch auf die Vorderbeine zu ſtehen kam, dabei ſchrie der Benarbte:

„Heh da, Rekrut Bergmann, wohin geht es kurz vor Mitternacht?“

Der Andere glaubte den Unterofficier begütigen zu können und murmelte:

„Laſſen Sie mich in Frieden ziehen, Herr Corporal, ich gedenke nur auf ein Stündchen zu meinem Schatz zu reiten, das Mäd'l wohnt in Hainbach.“—

„Seit wann reiten Rekruten nächtlicher Weile auf ärariſchen Pferden auf Liebesabenteuer aus?“ fragte Iſerle, „und was enthält das Bündel unterm Arme?“

„Mein Schatz reinigt meine Wäſche.“ . . .

„Herab vom Pferde!“ rief der erzürnte Corporal, „jetzt hab' ich Deine Lügen ſatt, Du reiteſt weiter wie nach Hainbach, wir kennen bereits Dein be-

trügeriſches Treiben und wollen ihm ein Ende machen.“

Bergmann ſchöpfte aus dieſen Worten die Ueberzeugung, daß ſein Spiel entdeckt und ſomit die Partie verloren ſei, er verſchwendete daher kein begütigendes Wort mehr, ſondern riß ſein Pferd nach der entgegengeſetzten Seite hin, wo der Unterofficier ſtand, und das Thier machte eine Seitwärtsbewegung; der kräftige Iſerle ließ ſich ein paar Schritte weit mitzerren, behielt jedoch die Halfter in ſeiner Eiſenfauſt und ſchrie dabei:

„Du räudiger Hund willſt dem Corporal Iſerle deſertiren? Herbei, Stranek und Spiegel, zu Hilfe!“

Dieſer Ruf zwang den Rekruten zum Aeußerſten, wartete er den Succurs ab, ſo war er unwiderruflich verloren, er zog daher ſein rechtes Bein an ſich, ſprang blitzſchnell vom Pferde, ſtieß ihm einen Dolch in den Hals, damit der Corporal ſich ſeiner zur Verfolgung nicht bedienen könne, und ſetzte ſich dann, das Bündel unterm Arme feſtgeklammert, in Lauf.

„Herunter biſt Du“, rief Iſerle, „nun wirſt Du uns nicht mehr entwiſchen!“

Das Pferd ſtürzte zuſammen, der erſchreckte Cor-

poral ſchrie nun ſo laut, daß ſeine Stimme aus dem nahen Walde wiederhallte: „Er hat das Dienſtpferd erſtochen, ein Deſerteur, ein Deſerteur, Küraſſire verfolgt ihn!“

Stranek und Spiegel, welche ſchon hinter Bergmann her waren, riefen nun ebenfalls: „Halloh, halloh, auf Kameraden, ein Deſerteur!“

Nach kaum zwei Minuten der Flucht einer- und der Verfolgung andrerſeits, durchhallte Trompetenklang die ſtille Nacht.

Der Trompeter blies Allarm.

. . . . . .

Das war die Veranlaſſung zu dem Allarm, welcher die Bewohner von Mauerbach, zugleich aber auch die beiden Gäſte des Holzhändlers Florian Weiz, Marquard Depaul und Herrn Daniel Ratky, aus der Ruhe ſtörte.

Dem Ungar war, wie der Leſer ſich wohl entſinnt, die Weiſung zu Theil geworden, bis zu ſeiner Abreiſe in der Hütte des Holzhändlers verborgen zu bleiben, er hielt ſich genau daran und nachdem er von dem Wirthe über die Sache des Lärmes beruhigt war, begab er ſich wieder zu Bette.

Marquard dagegen, obwohl er noch nicht wußte, wem die Verfolgung gelte, nahm an dem Vorfall Intereſſe, warf ſich raſch in die Kleider und eilte dann auf die Straße und nach der Richtung hin, woher das Getümmel erſcholl.

Wer das im Thale anmuthig gelegene Mauerbach ſchon beſucht hat, wird ſich auch der ſchönen Linden-Allee erinnern, welche hinter der ehemaligen Klauſe — jetzt ein der Stadt Wien gehöriges Verſorgungshaus für arme alte Bürger und Bürgerinnen — den Mauerberg entlang ſich dahinzieht und bei dem auf der Anhöhe romantiſch gelegenen Friedhofe endet.

Hier ſtand zur Zeit dieſer Erzählung die Ruine der Orts-Pfarrkirche, welche im Jahre 1386 erbaut, von den Türken zweimal zerſtört und ſeit der letzten Invaſion (1683) noch immer verfallen blieb*).

An dieſe Kirche ſtieß, — wie damals allgemein gebräuchlich, — der Friedhof.

Die Lindenallee führt noch heute den Namen der Karthäuſergang.

---

*) Dieſe Kirche, im Jahre 1762 zum Theil renovirt, wurde nach der Aufhebung des Kloſters unter Joſef II. abgetragen.

Kaum ein paar hundert Schritte hinter dem Friedhofe deckt Wald den Mauerberg.

Hans Bergmann, von dem Corporal Iſerle und den Küraſſiren Stranek und Spiegel verfolgt, floh gegen den Mauerberg zu.

Da ſeine Verfolger ihn im Rücken von dem näher gelegenen Walde abſchnitten, gedachte er den ferneren am Mauerberge zu erreichen, und gelang ihm dies, ſo entzog ihn doppelte Nacht den Blicken der Verfolger und an ſeinem Entkommen war dann kaum mehr zu zweifeln.

So leicht und ſchnellfüßig der Flüchtling jedoch dahineilte, die beiden Küraſſiere gewannen ihm von Minute zu Minute immer mehr Terrain ab, die Entfernung zwiſchen dem Fliehenden und den Verfolgern kürzte ſich und ſchon konnte jener das geräuſchvolle Athmen der Küraſſiere vernehmen.

„Bravo Stranek, bravo Spiegel!“ ſchrie Iſerle hinter ihnen her, „noch ein paar Sprünge und ihr habt den Miſſethäter am Genick.“

Zum Ueberfluſſe vernahm man hinter der Klauſe hervor Pferdegetrab, es war der Wachtmeiſter Schebeſta, der ſich in den Haſt auf ſein ungeſatteltes Pferd

geworfen hatte, und wie zu einer Carrière-Attaque heranſtürmte.

Nur eine halbe Minute und Bergmann hörte die alte Kriegsgurgel ſchreien:

„Ich bin da, Soldaten, eine Million glühende Zangen in ſeinen Leib, den Galgen für den Einſiedler, das Rad für den Rekruten, warte nur, Du jubilirter Hundsfott, Du durch und durch geſottener Höllenbraten, da bin ich!"

In der entfernteſten Hütte Mauerbach's konnte man jede Silbe verſtehen.

Der alte Soldat, wie ein raſender Roland daherjagend, überholte den Corporal, überholte die beiden Küraſſiere und — der Verfolgte hatte die ihm gegönnte Zeit nur nach Sekunden zu zählen.

Den Wald zu erreichen, war ihm — ſelbſt wenn ihm Windesflügel zu Gebote ſtanden — nicht mehr möglich, ſchon perlte ihm der Schweiß von der Stirne, ſchon verſagte ihm die Lunge den Dienſt. —

In dieſer äußerſten Bedrängniß, in dieſer höchſten Gefahr blitzte es in ſeinem Gehirne auf — ein Gedanke durchflog den Kopf, der einzige gute, der ihm in ſeiner Lage möglich war.

Ein paar mächtige Sprünge brachten ihn an den Fuß der Friedhofmauer. Nachdem er ſein Bündel hinüber geworfen, bot er die ganze Elaſticität und Kraft ſeiner Muskeln auf, ſchnellte ſich lothrecht empor, erklammerte die Kante der Mauer, ſchwang ſich mit einer fürchterlichen Anſtrengung hinüber und aus dem Leichenacker heraus tönte es dreimal aus ſeiner athemloſen Kehle: „Aſyl — Aſyl — Aſyl!“

In dieſem Momente hielt Schebeſta an der Mauer und ſchrie: „Verflucht und verdammt!“

. . . . . .

. . . . . .

Ehe wir mit dem Erzählen der Scenen am Mauerbacher Kirchhofe fortfahren, iſt es intereſſant und zum Theil zum Verſtändniß des Folgenden nothwendig, den Leſer über das Aſylrecht, inwieweit es damals noch aufrecht erhalten war, aufzuklären.

Wir können dies am zweckmäßigſten, indem wir eine Stelle aus einem Buche wiedergeben, welches 1734 — alſo drei Jahre vor dieſen Ereigniſſen — im Druck erſchien*).

*) Wien und Brünn bei Johann Paul Kraus, Buchhändler.

Dieſes Buch, ein Reglement für die Kavallerie, führt den Titel: „Obſervationspunkte" und hat den Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Ludwig von Khevenhiller zum Verfaſſer.

Die betreffende Stelle, im zehnten „Kriegs-Articul" enthalten, lautet wörtlich, wie folgt:

„Allhier kommt auch anzumerken, daß zwar die Kirchenfreiung oder Asylum vor alle Delinquenten und Miſſethäter den Schutz verſtattet, außer 1. Straßenräuber. 2. ſo bei nächtlicher Weil und heimlicher Weiſ' die Feldgewächſ' vernichten, den Bauersmann oder Reiſenden auf andere Weg' gewaltig Schaden thun. 3. Wer Todtſchlag in den Kirchen ſelbſt oder Kirchhöfen begehet. 4. Die ihren Nächſten ſchelmiſcher Weiſ' und hinterwärts um's Leben gebracht. 5. Die wegen ihrer ketzeriſchen Lehren aufgeſucht werden. 6. Welche jemanden umbringen, mit Gaben beſtechen oder ſich beſtechen laſſen. 7. Das Crimen laesae Majestatis. 8. Und vermöge ganz neuer Ordnung de Dato 7. December 1729 die Deserteur und Uiberlauffer, der Kirchenfreiheit unfähig ſeynd; auch hierbei befohlen: daß man das Kloſter oder Kirchen dergeſtalt beſetze

und verſperre, ihnen die Lebensmittel bis zu folgender Extradition*) nicht zukommen laſſe, und da ſie ſolchen Deserteur entweichen ließen oder verhehlen, ſie zur Erſetzung des Mannes mit völliger Montour ſollen gehalten ſein.

Das Jus Asyli gaudiren**) nicht allein die geweihten Kirchen und Freithöfe, ſondern auch andere Kirchen, welche noch nicht geweiht ſeind, doch aber daß mit Erlaubniß des Biſchofs heilige Meß darinnen gehalten wird, wie dann auch die Klöſter, nicht aber auch die Pfarrhöfe oder Viehſtallen und Scheuern, ob es ſchon die Pfaffen behaupten wollen: Die Begräbnißhöfe oder Gottesacker, nächſt oder abgeſondert der Kirchen, haben ausdrücklich die Freiung, wenn nur Authoritate des Biſchofs ſolcher ausgezeichnet und geſegnet iſt: Wie dann auch die Kirchen, ſo Alters wegen durch Brand oder von Kriegswegen in Ruin gefallen, dieſe und andere Privilegia nicht verlieren: Doch müſſen dergleichen mit Willen der geiſtlichen Obrigkeit abgebrochen worden ſein und müßte zumalen ihre

*) Auslieferung.

**) Des Aſylrechtes erfreuen ſich.

Wiederaufrichtung gehoffen werden: Verſteht ſich auch dieſes Privilegium wann noch zum Theil etwas vom Gemauer ſolcher Kirchen vorhanden, nicht aber wie eine glatte Ebene iſt: Auch da eine Kirchen nominatim*) von dem Biſchofe interdiciret oder welche durch Blutvergießung oder — -- — — geſchändet worden, bleibet im Genuß ihrer Privilegien und des Asyli Recht: Dafern einer bei verſchloſſener Kirche nur die Schwelle oder Mauer davon zur Freiung ergriffen hat, kann die weltliche Obrigkeit ihn von dannen nicht weiſen: Den Privat-Oratoriis oder Hauskapellen, obſchon daſelbſt Meß geleſen wird, gebührt das Jus Asyli nicht, ſondern ſie ſind eigentlich Gott geweihte Oerter nur wegen der Komodität des Hausherrn nach Belieben angeſtellet: wann der Uebelthäter ſchon gefeſſelt und gebunden durch eine Kirchen oder Freithof geführet würde und zur Freiheit proklamiret, gewinnet er nichts darum: Da ein Uibelthäter, ſo auch beneficio Asyli aus obſpecificirten Urſachen nicht gaudiret, kann doch ohne Bewilligung des

*) Namentlich.

Biſchofs oder deſſen Vicarii nicht mit Gewalt herausgenommen werden, man mag aber wohl eine Wacht anſtellen, damit der Reus*) nicht entwiſche.“

. . . . . .

Der Wachtmeiſter Schebeſta hielt hoch zu Roß hart an der Friedhofmauer, ſein Auge war auf den Rekruten gerichtet, der im Gefühle errungener momentaner Sicherheit auf den nächſten Grabhügel niederſank und in kurzen, raſch aufeinander folgenden Zügen Luft einſog, um wieder zu Athem zu kommen.

Der volle Mond erleuchtete die ganze Scene.

Der Blick des Wachtmeiſters ruhte unausgeſetzt auf Bergmann, ſo ungefähr mag der Falke nach dem Vogel ſchauen, den ein ſicherer Käfig vor deſſen Krallen birgt.

„Du haſt ein Aſyl gefunden“, rief nun Schebeſta mit Ingrimm in den Friedhof hinein, „ich aber will ſehen, ob das Aſyl Deinen Hundsmagen füllen wird, es wäre denn, Du würdeſt wie eine Hyäne die Gräber aufwühlen und mit deren Inhalt Deinen Hunger ſtillen! Ich will dies- und jenſeits verdammt oder,

*) Der Schuldige.

was ſchier ärger iſt, als infam degradirt ſein, wenn Du mir aus dieſem Aſyl hinauskommſt, Du beelzebubiſcher Bankert!"

Bei dieſem Schimpf fuhr Bergmann vom Grabe, auf dem er ſaß, empor, der Wachtmeiſter hatte, ohne es zu wiſſen, mit ſeinen Worten eine Dolchſpitze in deſſen Bruſt gebohrt — Cäſar Graf de la Tour war ein natürlicher Sohn Bonneval's!

„Wachtmeiſter!" rief er mit dem Tone eines Befehlshabers dieſem zu, „thut, was Euch die Pflicht gebeut und geſtattet, Schimpf und Fluch ſind Euch nicht erlaubt. Wenn wir uns einſt auf freiem Felde Mann gegen Mann gegenüber ſtehen, dann werde ich Euch an den Bankert erinnern!"

Schebeſta knirſchte mit den Zähnen, er ärgerte ſich, dem Miſſethäter gegenüber ſich eine Blöße gegeben zu haben, wendete den Kopf nach rückwärts und commandirte: „Corporal Iſerle, Wachen an die Mauer! Bis Succurs heranrückt, wollen auch wir Beide Poſten einnehmen, damit, wie es in den Obſervationspunkten heißt, der Reus nicht entwiſche." Der Corporal vollzog den Auftrag des Vorgeſetzten, Schebeſta rührte weder ſich von der Stelle, noch ſein

Auge von dem Gegenstande seiner Obhut; nur manchmal warf er einen flüchtigen Blick die Anhöhe hinab gegen den Ort zu, und das Gefühl der Ungeduld verdüsterte seine Züge.

„Wo die Teufelsjungen nur so lange weilen?" brummte er, „acht Augen sind zu wenig, um des Nachts den Umfang dieses Asyls zu überschauen, zum Glücke ist's mondhell, sonst könnte der Schelm entweichen und wir hätten das leere Nachsehen. Ah, ich höre Hufschläge, von dort unten tönt's herauf. Wartet, ihr ärarisch montirten Schildkröten, ich will euch ein wenig zur Eile kitzeln."

Und mit seiner bekannten Donnerstimme brüllte er hinab: „In Galopp, heillose Schnecken-Compagnie, in Galopp!"

Und wie zum Abmarsche vollkommen gerüstet, trabte der ganze Zug heran, das Allarmsignal des Trompeters hatte seine Schuldigkeit gethan, der soldatische Instinkt führte sie dahin, wo ihr Commandant hielt.

„Küraſſiere vor, das Asyl umstellt, das Civil zurück!" commandirte der Wachtmeister.

Die Reiter beeilten ſich, den Friedhof und das daran ſtoßende Kirchengemäuer zu umſtellen.

Mit dem Befehle: „das Civil zurück" meinte Schebeſta mehrere neugierige Ortsbewohner, welche der Lärm hieher gelockt hatte, unter dieſen befand ſich auch Marquard Depaul.

Siebentes Kapitel.

Die Praktik des Wachtmeiſters und wie ſie ihm gelungen.

Die Reiterſchaar, welche unter dem Befehle des Wachtmeiſters in Mauerbach kantonirte, zählte, deſſen Burſchen abgerechnet, ſechsundzwanzig Köpfe, worunter auch der des Corporals Iſerle.

Das Aſyl war daher für den Reſt der Nacht hinlänglich bewacht.

Iſerle meinte zwar, man möge ohne Umſtände den Miſſethäter aus dem Friedhofe holen, denn „De-

ſerteure ſeien der Kirchenfreiheit unfähig"; allein Schebeſta war zu „punctuell" und zu gewiſſenhaft, er belehrte den Benarbten, daß Bergmann wohl wegzureiten im Begriffe geſtanden habe, daß er jedoch stante pede noch in loco attrapirt, folglich noch nicht als Deſerteur proklamirt werden dürfe, er ſei simpliciter Miſſethäter wegen geſpielten Betruges und wegen des vom Leben zum Tode gebrachten Dienſtpferdes.

Als der Tag anbrach, blieben bloß zehn Küraſſiere, darunter fünf zu Pferde, alle mit ſcharf geladenen Karabinern, auf den Poſten, die übrigen konnten indeſſen bis zur Ablöſung heimreiten und ſich und ihre Gäule pflegen.

Der Wachtmeiſter, der Corporal und der Trompeter blieben zur Stelle.

Bergmann hatte ſich an einem Grabe in's Gras geſtreckt, bediente ſich des Bündels ſtatt eines Kopfkiſſens und überließ ſich der Ruhe, deren er nach einer ſchlafloſen Nacht und ſo vielen Stunden der Aufregung bedurfte.

Er ruhte ohne zu ſchlafen.

Marquard, den anfangs bloß Neugierde hierher

gelockt hatte, nahm ein lebhafteres Intereſſe an dem Ereigniſſe, als er von dem Wachtmeiſter, welcher ihn unter den Civiliſten bemerkte und anſprach, erfuhr wie ſein anfänglicher Verdacht ſich dennoch beſtätigt habe, indem Rekrut und Klausner in Wirklichkeit eine und die nämliche Perſon waren.

Der Wachtmeiſter erzählte dem jungen Manne, wie er dieſe Gewißheit erlangt, und Marquard ſeinerſeits zweifelte nun nicht mehr, daß derſelbe räthſelhafte Menſch die Rolle des Grafen Dolabella ſpielte.

Welche Abſichten mochten hinter dieſem geheimnißvollen Gebahren verborgen liegen?

Der Waidmann, der ſich als den Urquell dieſer Enthüllungen anſah, bereuete faſt, daß es ſo gekommen; er war dem wilden Einſiedler, der ihn von ſchwerer Krankheit geheilt, zu Dank verpflichtet und hatte nun, freilich ohne es zu wollen, ſeine Pläne gekreuzt.

Der Gedanke, daß dieſe Pläne vielleicht betrügeriſche oder gar verbrecheriſche waren, tröſtete ihn zwar, indeſſen empfand er doch eine lebhafte Theilnahme für den Bedrängten, dem ſelbſt der Wacht-

meiſter nichts Schlimmeres zur Laſt zu legen wußte, als daß er eine Doppelrolle geſpielt und ſein Pferd erſtochen habe.

Von dem Gefühle, welches ihn erfüllte, bewogen, richtete er an den Wachtmeiſter die Frage: was er denn im Laufe des Tages gegen Bergmann zu unternehmen gedenke?

Schebeſta antwortete vertraulich und boshaft lächelnd:

„Mit Gewalt kann man zwar keinen Verbrecher dem Aſyle entreißen, indeſſen gibt es allerhand Praktika, am Schuldigen die vindicta publica*) zu nehmen; ich habe viele Fälle erlebt, wo man die ſüßen Schäflein mit ſolchen Mitteln aus den Löchern kitzelte, daß ſie um Gotteswillen um den Kerker und um das Hochgericht baten. Gemeiniglich bewacht man das Aſyl, damit der Reus nichts zu freſſen und zu ſaufen bekomme, und ehe dreimal vierundzwanzig Stunden verrinnen, kommt er von ſelbſt herausſpaziert, man verſpricht ihm milde Juſtiz und überliefert ihn dem

*) Oeffentliche Sühne.

Auditor. Dieſer Bergmann wird, wenn der Auditor an jenem Tage eben gut und milde geſtimmt iſt, durch dreihundert Mann zehnmal auf und ab Steigbügel laufen, das macht in Summa 6000 Streiche, womit er ſich zufrieden geben kann.

Marquard entſetzte ſich vor der ſchrecklichen Strafe, welche den Unglücklichen bedrohte, und der Gedanke, etwas für ihn zu thun, erwachte in ihm.

Der junge Mann hatte jedoch keine Zeit zu verlieren, eine wichtigere Aufgabe erforderte anderwärts ſeine Gegenwart.

Der Freiherr von Falk, Herr von Ratky, der Sendling Rakoczy's, welcher gekommen war, die Kiſte mit den Thron-Inſignien abzuholen, Peter, der Vertraute des Barons, ſtanden lebhaft vor ſeinem Geiſte, in der nächſten Nacht ſollte die Kiſte in das Boot, welches am Teufelsſam ankerte, gebracht werden; Marquard's Stunden, wollte er ſeinem Vorſatze bezüglich dieſes Unternehmens nicht untreu werden, waren gemeſſen.

So gern er auch den Ausgang der Ereigniſſe vom Mauerbacher Friedhofe abgewartet hätte, er mußte fort und doch konnte er ſich nicht dazu entſchließen,

ohne nicht dem Bruder Thomas in Etwas beigeſtanden zu haben.

Von dem Wachtmeiſter war in dieſer Beziehung nichts zu erwarten, wenn etwas geſchehen ſollte, mußte es ohne deſſen Wiſſen ausgeführt werden.

Albin's Bruder, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen, wollte ſich eben fortbegeben, als er unter den umherſtehenden Neugierigen die Zofe des Fräuleins von Falk bemerkte.

Bei dem Anblicke Veronika's enthüllte ſich ihm durch eine natürliche Gedankenfolge die Möglichkeit, dem Rekruten durch eine dritte Perſon beiſtehen zu laſſen; er winkte daher die Dirne zu ſich heran und ſagte zu ihr: „Begleite mich ein kleines Wegſtück, ich habe mit Dir zu ſprechen."

Veronika that ſchmunzelnd, was er begehrte.

„Der Wachtmeiſter", begann Marquard, „wohnt bei Euch im Edelhofe?"

„Er und ſein Burſche, der Wieſel, hi, hi, hi!"

„Warum lachſt Du?"

„Weil es mich freut; der Wieſel, hi, hi, hi . . ."

„Iſt Dein Liebſter."

„Ein braver Burſche! Der Peter — Gott verdamm' ſein Kreuz! — wird lebenslang an ihn denken."

„Um ſo beſſer."

„Was iſt um ſo beſſer?"

„Daß der Wieſel Dein Liebſter iſt. Nun merke wohl, was ich Dir auftrage. Du wirſt dem Fräulein meinen Herzensgruß überbringen."

„Herzensgruß, ich will mir's merken.

„Wirſt ſagen, daß ich heute Nacht im Orte geſchlafen." —

„Wo haben Sie geſchlafen?"

„Beim Holzhändler Weiz! Ferner wirſt Du Editha mittheilen, daß der Rekrut Bergmann, der hier im Friedhofe bewacht wird, und der wilde Einſiedler im Halterthale eine und die nämliche Perſon ſeien." —

„Nicht möglich!"

„Es iſt ſo, der wilde Einſiedler hat mir vor einigen Monaten gewiſſermaßen das Leben gerettet, ich wünſche daher, ihm in ſeiner jetzigen Bedrängniß nützlich zu ſein; da mich jedoch wichtige Geſchäfte von dannen rufen, ſo bitte ich das Fräulein, dem Rekruten Bergmann oder dem Bruder Thomas, was

einerlei iſt, beizuſtehen oder beiſtehen zu laſſen. Haſt Du mich verſtanden?"

„Vollkommen, Herr Marquard."

„Dann eil' heim und thu', wie ich wünſche. Vergiß auch nicht meinen Herzensgruß."

„Was ſollt' ich mit dem Ding' anfangen? Ich werde ihn ſogleich überliefern und, was den Klausner betrifft, ſo ſoll ihm geholfen werden. Mein Lorenz iſt ein kluger Kopf, er hat ſchon oft Rath gewußt, hi hi hi, er wird ihn auch dies Mal finden. Gott befohlen!"

Veronika eilte gegen den Edelhof zu und Marquard trat den Waldweg gegen den Tulbinger Kogel an, um nach Königſtetten und von dort nach Muckendorf zu gelangen, in deſſen Nähe ſich die Donauinſel der Teufelsſam befindet.

Wir laſſen ihn ziehen, um ihn zu gelegener Zeit wieder aufzuſuchen, für jetzt verweilen wir noch am Mauerbacher Friedhofe und erzählen, was ſich da weiter begab.

. . . . . .

Wie ein Feldherr im Angeſichte des lagernden Feindes ſchritt der Wachtmeiſter ſinnend und mit ver-

ſchränkten Armen im Schatten der Kirchhofmauer auf und nieder.

Nach geraumer Weile blieb er ſtehen und rief: „Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!"

„Was macht der Reus?"

„Er hat ſich unter dem großen Kreuz mitten im Friedhofe niedergelegt und läßt ſich die Sonne in den Mund ſcheinen."

„Mir ſcheint, der infame Racker will ſchlafen, während brave Kriegsmänner ſeinetwegen hier wachen ſollen. Die Küraſſiere ſollen lärmen, der Trompeter zur Abwechſelung blaſen; nachdem Ihr dieſen Auftrag effektuirt, kommt wieder zu mir!"

Während Iſerle den Befehl des Vorgeſetzten vollzog, murmelte dieſer vor ſich hin: „Ich hab' ſchon Fälle erlebt, wo man Verbrecher aus ihrem Aſyle herausnöthigte, indem man ſie mehrere Nächte hindurch am Schlafen verhinderte. Das iſt eine Praktik, welche das Reglement nicht verbietet. Man thut ihm direkt keine Gewalt an, ſondern bedient ſich bloß einer Liſt.

Der Corporal kehrte wieder zurück, Lärm und

Trompetenſchall zeigten, daß er ſeinen Auftrag punctuell effektuirt.

Wie der Feldherr von Kanonendonner in ſeinen Dispoſitionen ſich nicht ſtören läßt, ſo achtete auch Schebeſta auf den heilloſen Lärm nicht, er winkte den Corporal näher zu ſich heran und ſagte:

„Wir wollen Kriegsrath halten, wie wir die Grille aus dem Loche kitzeln, denn der Tag unſeres Abmarſches naht und wenn wir von hier fort müßten, bevor der Hund an der Kette liegt, hätte ich doppelten Schaden zu tragen; am Ende wäre der Hauptmann kapabel, von mir ſogar Schadenerſatz für das erſtochene Pferd zu verlangen."

„Wahr iſt 's, Herr Wachtmeiſter, unſere Herren Hauptleute haben manchmal kurioſe Anſichten von Erſatzleiſtungen. Wir hatten bei den Dragonern einen, dem mußte der Lieutenant, weil er einen untauglichen Rekruten angeworben, den Erſatz nicht in Summa reſtituiren, ſondern da der Rekrut ein Kerl von ſechs Schuhen Länge war, ſo behauptete der Hauptmann, der Lieutenant habe einen Schuh über das Maaß zu zahlen und verlangte das Pauſchale für einen ganzen und für ein Fünftheil Mann."

„Und der Lieutenant?"

„Hat 's bezahlt."

„Ich aber will weder an Geld noch an meinem Renommée büßen, ſondern den Miſſethäter aus dem Aſyl herauspraktiziren."

„Weiß ſchon, dergleichen kommt im Militair häufig vor."

„Wozu rathet Ihr nun, Corporal Iſerle?"

Der Benarbte beſann ſich eine Weile und ſagte dann: „Ich entſinne mich eines Falles, der zu Raab in Ungarn arrivirte. Es war noch unter dem Prinzen Eugen, vor ungefähr dreißig Jahren, da ſaßen in ſelbiger Feſtung drei Soldaten, überwieſen des Einverſtändniſſes mit den ungariſchen Rebellen, die Kuruzzen geheißen. Weiß der Teufel wie es kam, die Miſſethäter fanden Gelegenheit, aus dem Gefängniſſe zu entwiſchen und ſich in ein Kloſter zu flüchten, wo ſie natürlich Aſyl fanden. Der Profoß ärgerte ſich gewaltig, aber er legte die Hände nicht in den Schooß. Als ein zärtlicher „Herr Vater" ſchickte er ſeinem lieben Söhnlein in die Kloſterfreiung zu eſſen und zu trinken, aber leider war ſeine Menage ein wenig un-

verdaulich, nach dem dritten Mittagsmahle waren die drei Kinder todt, mauſetodt.

Schebeſta ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Solche Praktik verträgt ſich mit Rebellen und Profoßen, aber nicht mit einem Wachtmeiſter, abgeſehen davon, daß ich den Gott verdammten Teufelsbraten lebendig haben möchte und nicht vergiftet wie eine Ratte.“

„In Wälſchland“, fuhr Iſerle fort, „erlebte ich einen anderen Fall. Ich weiß den Namen des Neſtes nicht mehr, vielleicht war's Mailand, da entkam ein Miſſethäter ebenfalls in ein Kloſter; der Hauptmann beſinnt ſich nicht lange, ſchickt gute Kameraden des Entwichenen in die Freiung, dieſe fangen an mit ihm zu freſſen, zu ſaufen und zu würfeln, und, wie das dumme Vieh betrunken war, vermummten ſie ihn und trugen ihn, einen Anderen an ſeiner Stelle zurücklaſſend, aus dem Aſyl. Die Mönche ſtaunten nicht wenig, als der Andere am nächſten Morgen erklärte, zu ſeiner Compagnie zurückkehren zu wollen, doch durften ſie es nicht verhindern. Die guten Kameraden erhielten eine Gratis-Portion und der Reus den Strick um den Hals.“

„Dieſe Praktik", entgegnete der kritiſirende Wachtmeiſter, „wäre acceptabel, allein ſie läßt ſich bei einem Aſyl unter freiem Himmel nicht adoptiren."

„Ich weiß auch einen Caſus", fuhr der unerſchöpfliche Corporal fort, „wo man zu dem Verbrecher ſein Mädel, zum Soldaten verkappt, in die Freiung ſchickte, und die Dirne mußte ihn unter dem Vorwande, ihm zur Flucht verhelfen zu wollen, aus dem Aſyle locken."

„Dieſer Modus", meinte Schebeſta, „gefiele mir abſonderlich, wenn ein lolches Subjekt im Unterrocke vorhanden wäre."

„Ich erlebte auch einen Fall ..."

„Teufel, ſeid Ihr noch nicht zu Ende?"

„Noch nicht, Herr Wachtmeiſter, wer lange dient, erlebt viel, item, ich war einſt Zeuge, wie man einen Miſſethäter nicht nur Tag und Nacht am Schlafen verhinderte, ſondern ihm lauter ſcharf geſalzene und gepfefferte Speiſen reichte, ohne einen Tropfen zu trinken, das Lamm widerſtand dem Schlaf und dem Durſt nicht drei Tage lang."*)

„Es iſt gut, Corporal Iſerle, der Kriegsrath iſt

*) Die hier angeführten verſchiedenen Fälle ſind Thatſachen, von der Chronik aufbewahrt. A. d. V.

geſchloſſen und ich als Präſident — wie es bei uns Sitte iſt — behalte mir vor, nach meinem Belieben zu verfahren. Der Miſſethäter wird auch ferner am Schlafen gehindert, ſein Mittagsmahl werde ihm verſalzen, zu trinken bekommt er nichts, ein Weiteres will ich mir überlegen. Sendet einen Küraſſier nach dem Edelhofe, mein Burſche ſoll ſogleich hierher kommen.

Nach einer halben Stunde erſchien Lorenz Wieſel.

Wie der Wachtmeiſter vor dem Leichenacker, ſo hatten auch Editha und Veronika im Edelhofe Kriegsrath gehalten, Wieſel war von ihnen in's Vertrauen gezogen worden und ſagte ſeine Hilfe zu. Als er daher vor dem Wachtmeiſter erſchien, zählte er bereits zu den Verſchworenen der Gegenpartei.

„Lorenz", begann Schebeſta, ſeinen Schnurrbart wichſend, „Du biſt kein dummer Burſch', ich atteſtire Dir eine ziemliche Ration Verſchmitztheit. —

Wieſel machte eine Schaafsmiene. —

„Ich glaube auf Deinen Eifer zählen zu können."

Der Burſche zwinkerte mit den Augen.

„Deshalb", fuhr ſein Herr fort, „mußt Du einen Auftrag übernehmen, der wohl im Intereſſe des Dien-

ſtes liegt, aber außerhalb militairiſcher Art. Ich brauch' ein Weibsbild." —

Lorenz ſchlug verſchämt die Augen nieder und erwiderte: „Herr Wachtmeiſter, warum ſoll dieſer Caſus außerhalb militairiſcher Art liegen?"

„Wenn Du an unzüchtige Raupen denkſt, Du glatt gerupfter Spatz, laß ich Dich vierundzwanzig Stunden lang in die Eiſen ſtecken. Wenn ich ſage, ich brauch' ein Weibsbild, ſo kann das nur ex officio ſein, denn zu Anliegen außer Dienſt bin ich mir ſelbſt noch reſolut genug."

Wieſel legte ſalutirend die Hand an die Mütze.

„Ich brauch' ein verſchmitztes Weibsbild", fuhr der Wachtmeiſter fort, „welches ſich dazu informiren ließe, den Miſſethäter da drinnen aus ſeinem Aſyle herauszulocken."

„Ich begreife."

„Du ſollſt im Orte recognoſciren und mir ein ſolches Individuum notificiren."

„Wie viel verſprechen Sie an Rekompens?"

„Teufel! iſt das Weibervolk in Mauerbach ſo intereſſirt?"

„Ich zweifle, daß wir eine finden, die expreß

aus patriotiſcher Obſervanz ſich zu ſolchem Dienſt hergibt."

„Satan ſoll ſie an den langen Haaren reißen . . ."

„Purer Ueberfluß, jede hat ohnedies einige Teufel im Nacken."

„Wieſel, Du ſcheinſt auch in dieſem Felde reſpectable Erperienz zu beſitzen."

„Ich bekenne, ſo manche Campagne mitgemacht zu haben."

„Nun gut, ich will einige Koſten nicht ſcheuen. Das betreffende Weibsbild ſoll eine fünftägige Soldatenration bekommen."

„Warum nicht gar auch eine Heuportion! Das Civil kennt nur baare Münze und ſchon gar die Weibsleut', die wollen immer mit Silberlingen bezahlt ſein."

„Ich wollte, das ganze Geſchlecht ſtäcke in eiſernen Miedern, nicht weiter als ein doppeltes Hufeiſen."

„Warum wünſchen Sie uns Strapazen?"

„Nun, wie iſt's mit meinem Verlangen?"

„Ehe zwei Stunden vergehen, will ich Ihnen ein ſolches Weibsbild präſentiren."

„Die Operation wird jedoch erſt in der Nacht vorgenommen.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Am Tage coram populo würde keine zur Sirene werden.“

„Die Perſon muß gute Art beſitzen.“

„Und welche Art!“

„Ein exaktes Mundſtück.“

„Eine Eloquenz ſchier ſo gut wie die Ihrige, Herr Wachtmeiſter.“

„Endlich ſoll ſie auch hübſch ſein.“

„So hübſch als eine Mauerbacherin nur ſein kann.“

„Item muß ſie auch ein vernünftig' Geſchöpf ſein.“

„Herr Wachtmeiſter prätendiren viel, indeſſen vielleicht entdeck' ich irgendwo eine verwunſchene Prinzeſſin, denn bei einer gewöhnlichen Bauerndirne wird man kaum das Alles beiſammen treffen.“

„Nun beſorg' auch noch, daß ich mein Mittagsmahl hergeſchickt bekomme, denn ſo lange der Reus da drinnen iſt, muß ich hier außerhalb campiren.“

Der Burſche ſalutirte und ging heim.

Bald nach der Mittagsſtunde fand er ſich wieder am Friedhofe ein und zwar in Geſellſchaft Veronika's,

die in einem geräumigen Handkorbe Schebesta's Mahl trug.

Dieser machte den Erdboden gleichzeitig zu Stuhl und Tisch und begann nach Soldatenart einzuhauen.

„Herr Wachtmeister, das bewußte Weibsbild ist gefunden", rapportirte Lorenz.

„Warum hast Du es nicht mitgebracht?"

„Es steht bereits vor Ihnen!"

Dem Wachtmeister schien der Bissen im Munde anzuschwellen, er brachte ihn nicht hinunter.

„Doch — nicht — die — Ve—ro—ni—ka?" stieß er silbenweise hervor.

„Ja, die Veronika übernimmt den Auftrag."

„Wiesel, Du bist ein Schaf."

„Sehr wohl."

„Wo ist da die Art?"

„Sie ist da, wenn man sie auch nicht sieht."

„Die Eloquenz?"

„Sitzt auf der Zunge."

„Die Vernunft?"

„Schläft im Kopfe."

„Und die Schönheit?"

„Die ruht im Geschmack."

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln, als wolle er ſagen: „Mein Geſchmack wäre ſie eben nicht“, worüber Veronika, ein wenig verletzt, die Worte ſprach:

„Lauter Engel kann es freilich nicht auf der Welt geben; übrigens ihm hab' ich doch gefallen.“

„Wer iſt dieſer „ihm?“

„Der Bergmann.“

„Ah, ſeht, davon wußt' ich gar nichts!“

„Es war auch gar nicht nöthig, daß Sie es erfuhren, hi hi hi!“

„Meiner Treu, ſie ſcheint vernünftiger, als ſie ausſieht. Ich meinte, ſie hätte es auf den Wieſel abgeſehen?“

„Als jedoch der Bergmann täglich zu Ihnen kam, fand ich ihn hübſcher, und hi hi hi . . .“

„Und er?“

„Nun, was er? Meinen Sie, ſein Herz ſei von Stahl?“

„O, bewahre!“

„Sie ſehen alſo, Herr Wachtmeiſter, es muß mit meiner Schönheit doch nicht ſo übel beſtellt ſein, Bergmann ſchenkte mir ſeine Liebe, Wieſel hat ſich deſſen auch nicht geweigert und Peter — Gott ver-

damm' ſeine Adern! — würde noch heute ein Jubellied ſingen, wenn ich ihm ein freundlich' Auge wieſe. So iſt 's."

„Teufel! die Veronika hat auch Eloquenz; Lorenz, ich bin mit Seiner Acquiſition zufrieden. Weiß ſie, was ſie zu thun hat?"

„Sie weiß Alles", antwortete Wieſel, „ich habe ſie bereits mit den ausführlichſten Inſtructionen verſehen."

„Was verlangt ſie zur Recompens?"

„Gar nichts."

„Ah, das iſt honorabel."

„Wenn ich den Bergmann aus dem Aſyl locke, thu' ich's nicht aus Eigennutz, ſondern aus Rache."

„Und warum Rache?"

„Weil . . . doch das iſt mein Geheimniß . . . hi, hi, hi . . ."

„Sie ſpricht von Rache und lacht dabei?"

„Sie lacht nur äußerlich", vertheidigte Wieſel die Dame ſeiner doppelten Wahl, „innerlich ſchnaubt ſie."

„Wann gedenkt die Veronika ſich in den Friedhof zu begeben?"

Editha's Zofe, ihrer Rolle vollkommen mächtig, erwiderte: „Ich muß zu dem Miſſethäter gelangen

können, ohne daß er Verdacht ſchöpft, behalte mir daher die Art und die Zeit vor. Damit jedoch die Flucht möglich erſcheine, müſſen Sie einen Theil der Umfriedung frei von Wachen laſſen, es iſt dies die Falle, in welcher er ſich fangen ſoll.“

Schebeſta verſprach dies, worauf die Dirne — da der Wachtmeiſter indeſſen das Mahl eingenommen hatte — mit dem leeren Geſchirr im Korbe und Wieſel an der Seite, ſich entfernte.

Unter fortwährendem Singen, Lärmen und Trompeten außerhalb des Leichenackers ſchritt der Nachmittag vor. Bergmann, ſtets ſichtbar, kümmerte ſich um die Ruheſtörer in der Nähe und in der Ferne nicht und wartete ſeine Zeit — die Nacht ab.

. . . . . .

. . . . . .

Noch vor dem Anbruche der Dunkelheit erſchienen zwei Todtengräber und begaben ſich, nachdem man ſie unterſucht hatte, ob ſie keine Lebensmittel bei ſich trügen, in den Friedhof, da den Soldaten das Recht nicht zuſtand, Jemandem den Eintritt in ein Aſyl zu verwehren.

Die beiden Männer, mit Grabwerkzeugen ver-

ſehen, begannen in jenem Theile des Leichenackers, welcher der verfallenen Kirche am nächſten lag, rüſtig die Erde aufzuhauen.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Iſt Jemand im Orte geſtorben?“

„Ein Küraſſier meldete mir, in dem Hauſe, wo er einquartiert, ſei ein zweijähriges Kind den Blattern erlegen.“

„Dieſes Kind hätte auch noch einige Tage fortleben können; die beiden Maulwürfe müſſen ſofort, wenn ſie das Aſyl verlaſſen, mir vorgeſtellt werden, damit keine Schmuggelei ſtattfinde.“

Und leiſe vor ſich hin murmelte die alte Kriegsgurgel:

„Ich bin neugierig, wann denn eigentlich dieſe Veronika an ihr Werk gehen wird?“

Mittlerweile brach die Dunkelheit an, zeitlicher und dichter wie ſonſt, weil gegen Abend hin der Himmel ſich trübte und allmälig ganz und gar mit Wolken bedeckte.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Der ſpitzbübiſche Mond wird ſich heute nicht ſehen laſſen.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, ich möchte meinen Kopf wetten, der Mond marſchirt heute wie immer, wenn er juſt keinen Raſttag hat. Verdient Jemand ſpitzbübiſch genannt zu werden, ſo ſind es die malitiöſen Wolken.“

„Wer hat das Geſindel grade heute Nacht losgelaſſen? Der liebe Herr Gott hat bisher das Regiment Hohen-Ems redlich protegirt.“ —

„Vielleicht befindet er ſich auf kurzem Urlaub.“

„Es muß ſo etwas ſein, ſonſt könnte ich mir die Animoſität nicht erklären.“

Wieder verſtrich eine Stunde — die Todtengräber arbeiteten fort und befanden ſich bereits tief in der Erde.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Fällt es Euch nicht auf, daß die beiden Scheermäuſe ſo lange brauchen, um für ein zweijähriges Kind ein Grab zu bereiten?“

„Es iſt zu erwägen, daß die Gräber für Kinder ebenſo tief gemacht werden, wie für erwachſene Leute.“

„So tief wohl, aber nicht ſo lang. Die Sache erſcheint mir zweifelhaft.“

Nach einer Pauſe:

„Laßt das ganze Detachement ausrücken, und rings um den Friedhof große Wachtfeuer anzünden.“

Und vor ſich hin brummte er:

„Eine Million Teufel! wann wird denn endlich die Veronika an's Werk gehen?“

Wieder verfloß eine halbe Stunde.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Es fängt an zu regnen.“

„Vermuthlich, damit unſere Wachtfeuer auslöſchen.“

„Das iſt ja eine förmliche Kriegserklärung von Oben.“

„Eine ſolche contraire Behandlung verdienen Leute vom Regimente Hohen-Ems nicht.“

„Man kann jetzt auf keine Protection mehr bauen.“

„Oben nicht, Unten wohl.“

„Da die Wachtfeuer wegen des Regens nicht brennen wollen, zündet Laternen an, dann laßt stante pede meinen Burſchen herholen.“

„Da kommt er eben.“

„Das ganze Wolkengeſindel ſoll Dir in den Bauch fahren, Du ausgemergelter Krippenreiter!“ fuhr der Herr ſeinen Diener an, „wo ſteckt die Dirne?“

„Dort unten.“

„Wo unten?“

„Im Grabe.“

„Der Teufel wird ſie doch nicht grade heute geholt haben?“

„Sie iſt dort.“

„Wo dort?“

Wieſel lächelte.

„Haben Sie ſie nicht erkannt? Sie iſt ja einer von den Todtengräbern.“

„O, o! das riecht nach Betrug.“

„Das riecht nach Schlauheit. Veronika mußte zu ſolcher Liſt greifen, damit der Verbrecher ihr Einverſtändniß mit uns nicht merke.“

Schebeſta begnügte ſich mit dieſer Deutung und zeigte ſich jetzt weniger ungeduldig.

Er begann die Poſten rings um den Friedhof zu viſitiren.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Die Nacht iſt pechfinſter.“

„Leider Gottes!“

„Wie viel Uhr mag es ſein?“

„Bald elf.“

„Man langte grade bei dem Friedhofthore an, als einer der Todtengräber herauskam. Er wurde dem Wachtmeiſter bei Laternenlicht vorgeſtellt.

Schebeſta, Iſerle und noch zwei Küraſſiere nahmen ihn in Augenſchein und nachdem Alle in ihrem Urtheile übereinſtimmten, er und der Bergmann hätten gar keine Aehnlichkeit miteinander, wurde er entlaſſen.

„Nun iſt Veronika mit dem Miſſethäter allein“, dachte Schebeſta, „nun wird ſie an's Werk gehen.“

Obwohl der Mauerbacher Leichenacker von geringem Umfang war, konnte man doch, ſo dicht deckte ihn die Finſterniß, nicht wahrnehmen, was drinnen, zehn Schritte von der Umfriedung, geſchah.

Auf einmal ging — man erlaube uns die ſcherzhafte Redensart — den Soldaten ein Licht auf.

Mitten im Friedhofe entbrannte eine Laterne und beleuchtete zwei Männergeſtalten, in welchen der

Wachtmeiſter den zweiten Todtengräber und den Miſſethäter erkannte.

Beide ſaßen auf einem Grabe, Bergmann lehnte mit verſchränkten Armen am Kreuze.

„Lorenz Wieſel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Was bedeutet die unzeitige Beleuchtung?“

„Veronika will Ihnen vermuthlich beweiſen, daß ſie beginne, an ihre Aufgabe zu gehen.“

„Zum Teufel! das Licht muß ja dem Reus Verdacht einflößen.“

„Im Gegentheil; Veronika beruhigt ihn mit der Angabe, das Licht diene, Ihren Verdacht bezüglich der Anweſenheit des zweiten Todtengräbers zu zerſtreuen, hat ſie den Rekruten einmal zur Flucht beredet, dann wird ſie das Licht auslöſchen.“

„Meiner Treu'! das Mädel iſt ſchlau; wär' ſie ſtatt der Eva im Paradies geweſen, die Schlange hätte nichts effektuirt. Gut, wir wollen jetzt abwarten, bis die Laterne erliſcht.“

Eine Stunde verfloß.

„Lorenz Wieſel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Das Licht brennt noch immer.“

„Ein Zeichen, daß der Miſſethäter noch nicht eingewilligt, dem Mäd'l zu folgen.“

„Er ſcheint ihr zu mißtrauen.“

„Vermuthlich.“

„Tauſend Ellen Stricke um ſeinen Hals!“

Schebeſta fing an ungeduldig zu werden — indeſſen er bezähmte ſich und ließ wieder eine Stunde verſtreichen.

„Lorenz Wieſel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Das Licht brennt noch immer.“

„Leider.“

„Ich hab' es im Voraus gemerkt, daß die Dirne keine Eloquenz beſitze.“

„Solltet wir uns in ihr getäuſcht haben?“

In dieſem Momente zuckte Schebeſta zuſammen.

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Hat Er's gehört?“

„Es klang wie der Schrei eines Käuzleins.“

„In welcher Richtung?“

„Dort von der verfallenen Kirche her.“

In dieſem Momente erloſch die Laterne im Friedhofe.

„Teufel! grade jetzt, das ſieht ja aus wie ein verabredetes Zeichen.“

Schebeſta hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als jenſeits des Aſyls in der Gegend der verfallenen Kirche ein Schuß fiel.

. . . . . .

Der Leſer wird ſich entſinnen, daß wir von einer verfallenen Kirche ſprachen, an welche zur Zeit unſerer Erzählung der Mauerbacher Leichenacker ſtieß. Beide Theile waren durch die Umfriedungsmauer getrennt, die eben wegen des gänzlichen Verfalles des ehemaligen Gotteshauſes ununterbrochen um den Friedhof ging. Corporal Iſerle hatte daher die Poſten derartig aufgeſtellt, daß wohl die Begräbnißſtätte bewacht, dagegen das alte Gemäuer außerhalb des von ihm gezogenen Rayons blieb.

Der Mangel an hinlänglicher Mannſchaft hatte ihn zu dieſer Verkürzung der Ueberwachungslinie bewogen, und ſein Vorgeſetzter fand die Aufſtellung tadellos.

Der Schuß, deſſen wir erwähnten, knallte in der

Nähe der verfallenen Kirche und der Wachtmeiſter und Corporal Iſerle eilten zu der angedeuteten Stelle.

Noch hatten ſie dieſelbe nicht ganz erreicht, als ein zweiter Schuß fiel.

„Hollah! was gibt's?“ ſchrie Schebeſta dem Poſten von der Ferne zu.

„In dem Gemäuer drinnen geht 's um“, antwortete der dort aufgeſtellte Küraſſier Spiegel.

„In Deinem ausgefummelten Schädel geht 's um, Du glattbarbierter Kalbskopf mit Zopf und Schnautzbart. Corporal Iſerle! ... laßt Wachtfeuer anzünden! ... der malitiöſe Regen ... Laternen her! ... laßt das Aſyl nicht aus dem Aug'! ... der Rumor in der Kirche iſt nur eine Scheinbewegung ... wir laſſen uns nicht irre führen ... item, wir wollen doch ſehen, was es iſt? ...“

Schebeſta, Iſerle und zwei Küraſſiere näherten ſich dem verfallenen Gemäuer und gingen um ſelbiges herum.

Alles ruhig, Alles ſtill.

„Ich hab's ja gleich geſagt, es war nur eine Scheinbewegung, der Reus muß im Orte Verbündete haben. Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Den Poſten iſt noch größere Vigilanz zu befehlen, dann gehen wir in den Friedhof hinein und ſehen nach, wo der zweite Todtengräber ſteckt. Bei dieſer Gelegenheit bekommen wir den Reus zu ſehen, da wir ihm keine Gewalt anthun wollen, ſo verletzen wir damit nicht das Reglement.“

Iſerle machte raſch die Ronde, die Poſten meldeten, es ſei Niemand aus dem Aſyl gekommen, Veronika mußte ſich daher noch im Gottesacker befinden.

Die Unterofficiere und zwei Soldaten mit Laternen begaben ſich jetzt in das Aſyl.

„Seht, ſeht“, murmelte der Wachtmeiſter mit dem befriedigten Tone eines Menſchen, deſſen Combinationen ihre Beſtätigung finden, „ich hab's gleich geſagt, das Geräuſch bei der Kirche war nur eine Scheinbewegung, der Reus ſitzt dort am Grabe und ſchläft.“

Noch ſechs Augen wendeten ſich nach dem kaum zehn Schritte entfernten Leichenhügel und ſahen Bergmann mit verſchränkten Armen, den Rücken an das Kreuz des Grabes gelehnt, ſitzen.

„Darf der Corporal Iſerle ſprechen, Herr Wachtmeiſter?“

„Redet, ich erlaub' es."

„Mir will es dubiös bedünken, daß der Reus noch immer da ſitzt, wie vor drei Stunden, als der zweite Todtengräber ihm Geſellſchaft leiſtete."

„Er iſt vermuthlich eingeſchlafen", murmelte der Wachtmeiſter.

Indeſſen, er glaubte an ſeine eigenen Worte nicht, auch ihm ſchien die Permanenz mehr als auffällig, man näherte ſich daher dem Sitzenden, das Licht beider Laternen fiel auf ihn.

„Niederträchtig!" ſchrie Schebeſta auf einmal auf, „Satan, Beelzebub, Luzifer und das ganze Höllenregiment hat keinen ſolchen Erzböſewicht aufzuweiſen. Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!"

„Wir ſind genarrt, hintergangen, infam proſtituirt. Da ſitzt ein Popanz, ein Spatzenſchrecker mit der Montur des Verbrechers, er ſelbſt iſt fort. Was ſteht Ihr da und reißt die Mäuler auf? . . . Die geſammte Mannſchaft zu Pferd! — Zwei und zwei machen eine Patrouille! . . . die ganze Gegend durchſtreift . . . jetzt iſt er de facto Deſerteur . . . wer ihn einbringt, erhält fünf Gulden Taglia . . . Trom-

peter blaſet Attaque . . . der alte Schebeſta iſt proſtituirt, ſeine Promptitüde blamirt, ſein Renommée ruinirt. Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!"

„Iſt Euere Piſtole geladen?"

„Ja, Herr Wachtmeiſter."

„Dann ſchießt mir eine Kugel durch's Herz."

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, das wäre gegen die Subordination."

„Bin ich noch werth, daß man mich reſpectirt. Nein! Verdien' ich noch die Charge, die ich trage? Nein! Gibt's ein größeres Vieh im Regiment? Nein! Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!"

„Laß die Montur des Deſerteurs zuſammenpacken, ich beſitze jetzt zwei Futterale von der häßlichen Raupe, eines zeigt den Klausner, das andere den Rekruten, wenn mir dieſe vermaledeite infernaliſche Beſtie noch einmal unter die Hände kommt, dann will ich, um ein drittes Futteral zu erhalten, ihr die Haut abziehen zu meiner Satisfaction. Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!"

„Das Grab unterſuchet, welches die Todtengräber am Abend gemacht, vielleicht entdecken wir da eine Spur.“

Die Unterſuchung ging vor ſich und die Entdeckung verbreitete hinlängliches Licht, den Wachtmeiſter den ihm geſpielten Betrug erkennen zu laſſen.

Dem Leſer ſei in wenigen Zeilen die Aufklärung geboten.

Das neu gemachte Grab befand ſich nahe der verfallenen Kirche, man brauchte nur wenige Klaftern unter der Friedhofmauer durchzugraben und man kam in die Gruft der Kirche, von wo aus man ohne Anſtand über verwittertes Gemäuer in's Freie gelangen konnte.

Der Begleiter Veronika's kannte die Gelegenheit des Ortes und minirte abwechſelnd mit ihr an dem unterirdiſchen Schlauch, der nur ſo breit gemacht wurde, daß ein Menſch ſich durchwinden konnte.

Die beiden Todtengräber vollendeten jedoch die Arbeit nicht, weil die lange Dauer dem Wachtmeiſter verdächtig erſchienen wäre.

Nach angebrochener Finſterniß ſchlich Veronika zu Bergmann, flüſterte ihm zu, daß ſie von Marquard Depaul beauftragt ſei, ihn zu befreien, und

forderte ihn auf, die bereits vorgeſchrittene Arbeit zu vollenden.

Bergmann griff freudig nach dem dargebotenen Retterarm.

Um die Aufmerkſamkeit der Soldaten von der Arbeits- und Rettungsſtätte abzulenken, ſtreifte Bergmann unten im Grabe ſeine Gewänder ab und zog das Kleid des Grafen von Dolabella an, das er im Bündel mit ſich trug.

Mit dem Gewande des Rekruten bekleidete man den Popanz, an deſſen Seite Veronika Platz nahm, worauf ſie die Laterne anzündete und damit den Wachtmeiſter glauben machte, ſie ſei eben d'ran, den Miſſethäter in die Falle zu locken.

Wie der andere Todtengräber aus dem Friedhofe kam, wiſſen wir.

Das an der verfallenen Kirche vernommene Geräuſch war daher keineswegs eine Scheinbewegung, ſondern die wirkliche Flucht.

Nachdem Schebeſta durch die Unterſuchung die ſchreckliche Gewißheit des ihm geſpielten Betruges erhalten, rief er wieder: „Corporal Iſerle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter."

„Rufet meinen Malefizburſchen herbei!“

Lorenz Wieſel hatte ſich am Fuße der Friedhofmauer niedergelegt und ſchlief, oder vielmehr ſtellte ſich, als ob er ſchliefe.

„Wo warſt Du, Hundemenſch?“ fuhr ihn ſein Herr an.

„Ich hab' geſchlafen.“

„Du biſt Arreſtant!“

„Sehr wohl.“

„Du warſt mit im Complot!“

„Herr Wachtmeiſter, Sie können mich mit Arreſt belegen, aber Sie dürfen mich ohne Kriegsrecht nicht ehrlos machen. Ich bin kein Complotirer.“

„Das Weibsbild hat uns getäuſcht.“

„Wenn's ſo iſt, dann ſind wir nicht die erſten Männer, die von einer Frauensperſon betrogen worden ſind.“

„Du haſt ſie mir empfohlen.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeiſter, ich habe Ihnen ihre Art, ihre Vernunft, ihre Eloquenz und Schönheit empfohlen, ich habe aber keine Silbe über ihre Vertrauenswürdigkeit verloren; au contraire, es wurde Ihnen nicht verhehlt, daß die Perſon ihr Aug' auf

den Rekruten geworfen, es war alſo immerhin nicht unmöglich, daß ſie mit ihm im Complot arbeiten werde."

„Lorenz Wieſel, ich ſagte vorhin, der Bergmann ſei der durchſiebteſte, abgefeimteſte aller Gauner, ich habe dabei vergeſſen, daß Du auf der Welt biſt. Sobald ich im Edelhofe anlange, wird die Veronika arretirt, und wehe Dir, wenn ſich's herausſtellt, daß Du am Complote Theil genommen!"

Wieſel lachte in's Fäuſtchen, er wußte recht gut, man werde Veronika im Edelhofe nicht antreffen; es war verabredet, daß ſie ſich bis zum Abmarſch der Küraſſiere bei einer Verwandten in Königſtetten verbergen ſolle, was ſie auch that.

So endete die merkwürdige Praktik des Wachtmeiſters Prokop Schebeſta.

Die Folge davon war, daß ſeine Charge ihm zwar erhalten blieb, daß er aber wegen Sorgloſigkeit bei der Werbung in ſeine Conduitenliſte einen ſchwarzen Fleck bekam und für den Deſerteur und das erſtochene Pferd Erſatz leiſten mußte.

Da er mit ſeinen Leuten ein paar Tage nach den erzählten Vorfällen zur Kriegsarmee an die tür-

kiſche Gränze abmarſchirte, ſo verlaſſen wir ihn, um ihn ſeiner Zeit gegenüber den Ungläubigen wiederzutreffen. Er wird dann noch immer an den Sold-Abzügen laboriren, mit denen er ratenweiſe den Erſatz tilgte für das erſtochene Pferd und für den natürlichen Sohn des Grafen Alexander von Bonneval.

. . . . . .

Graf Cäſar de la Tour war kaum den Küraſſieren von Hohen-Ems entwichen, als er ſich auch ſchon auf den Weg machte, um, unter dem Namen eines Grafen von Dolabella, Albin Depaul in ſeine Gewalt zu bekommen und mit ſich nach der Türkei zu führen.

Achtes Kapitel.

Am Teufelsſam.

Wir verließen Marquard Depaul auf dem Wege nach dem Teufelsſam, der hinter Muckendorf gelegenen Donauinſel.

An dieſer Inſel lag unterhalb des genannten Ortes das eigens hergerichtete Boot vor Anker, welches die Beſtimmung hatte, die im Halterthale verborgenen Thron-Inſignien dem Prätendenten von Ungarn und Siebenbürgen zuzuführen.

Dieſer Prätendent, Joſef Rakoczy, war der Sohn Franz Rakoczy's des Zweiten, mit dem Kaiſer Joſef I. den Szathmarer Frieden geſchloſſen hatte und der zwei Jahre vor dem Beginne dieſer Erzählung geſtorben war.

Otto Freiherr von Falk gehörte zu den Anhängern der malcontenten Familie, denn in dem Hauſe Rakoczy erbte ſich der Haß gegen Oeſterreich fort, wie im Gegenſatze bei anderen hervorragenden Familien die Anhänglichkeit und Loyalität.

Der Baron Falk hatte dem Sendling Rakoczy's, Herrn von Ratky, verſprochen, die Einſchiffung der Kleinodien mit ſeinem Vertrauten Peter ſelbſt zu beſorgen, dann ſollte das Fahrzeug nach Wien gehen, dort die Scheinladung, beſtehend in Skulpturarbeiten, aufnehmen und hierauf ſeine Reiſe unverzüglich antreten.

Herr von Ratky und Peter ſollten das Boot erſt hinter Kaiſer-Ebersdorf beſteigen.

Wenn wir noch wiederholen, daß das Boot in ſeinem Bauche unter dem Boden ein eigens gebautes, waſſerdichtes Behältniß zur Aufnahme der gefährlichen Kiſte hatte, und daß nur einer von den zwei gedungenen Schiffern in das Geheimniß dieſes Behältniſſes eingeweiht war, ſo bleibt uns ſelbſt für den zerſtreuteſten Leſer nichts mehr zu erinnern übrig, es wäre denn, daß wir auch noch auf Marquard's Abſicht hinwieſen, welche dahin ging, zu verhindern, daß die falſchen Thron-Inſignien in die Hände des Prätendenten gelangen und zwar in einer Weiſe, der Eigennutz und Angeberei fern blieb, ohne mit der gefährlichen Kiſte in Berührung zu kommen.

So tief Marquard die Trennung von ſeinem jüngeren Bruder bedauerte, ſo erſchien es ihm doch erwünſcht, in dieſer Angelegenheit allein vorzugehen, um Albin unnöthiger Weiſe keiner Gefahr auszuſetzen.

Wie aber gedachte der junge Waidmann ſeine erwähnte Abſicht auszuführen?

Die Antwort auf dieſe Frage bildet den weiteren Inhalt dieſes Kapitels.

. . . . . .

Der trüben, regneriſchen Nacht war ein heiterer, angenehmer Frühlingstag gefolgt.

Die Donau hatte durch den Regen der verfloſſenen Nacht weder an Schnelle gewonnen, noch an Klarheit eingebüßt; Alles, was groß iſt und ſtark, läßt ſich von kleinlichen Widrigkeiten nicht berühren.

Eine Schaar von Waſſervögeln rauſchte über den Spiegel dahin, vermuthlich ein einſames Plätzchen ſuchend, um das befreundete Element zu liebkoſen.

Die Auen, die ernſten Wächter des koſtbaren blauen Bandes, lauſchten ſtumm den plauderhaften Wellen, die ihnen wer weiß welche Mährlein aus den Oberlanden erzählten.

Ganz nahe am Strome, nur durch eine ſchmale Aue von ihm getrennt, zieht ſich das heute lang geſtreckte Muckendorf dahin, damals eine Gruppe von Hütten, bewohnt von Fiſchern, Schiffern und Wilddieben, die auf das unter Kaiſer Karl dem Sechsten unmäßig überhand genommene Wild heimlich Jagd machten.

Aus den Rauchfängen der Hütten ringelten ſich kerzengerade blaue Wölkchen empor, verkündend, daß

man in den Küchen daran ſei, für den Tyrannen im Menſchen, für den Magen, den Tribut zu bereiten.

Und in der That, die Weiber hatten Urſache ſich zu ſputen, die Mittagsſtunde ſtand nahe und die meiſten der Muckendorfer Tyrannen begannen bereits zu knurren.

Um dieſe Zeit ſchritt Marquard Depaul, mit einer Flinte über die Schulter gehängt, durch Muckendorf und nahm ſeinen Weg quer durch die Aue zum Ufer der Donau.

Wie bereits erwähnt, theilt ſich gerade hinter dem genannten Orte der Strom in zwei Arme, welche das eiförmige, mit Auen bewachſene Eiland, der Teufelsſam genannt, bilden.

Die Inſel iſt der Länge nach durch einen ziemlich breiten und tiefen Graben in zwei ungleiche Theile getheilt.

Marquard ſchritt hart am Ufer ſtromabwärts dahin und ſpähte hinüber nach dem Teufelsſam, ohne indeſſen, was er ſuchte, wahrzunehmen.

„Das Boot“, dachte er, „wird am jenſeitigen Ufer des Donauarmes geankert liegen; ich muß mich nach der Inſel hinüberſchiffen.“

In ſeiner Nähe hämmerte ein Mann an einem Kahne, jenem kleinen, ſchwanken Fahrzeuge, dem das Schiffervolk an der Donau den bezeichnenden Namen „Seelentränker" gegeben.

Der junge Mann begehrte den Kahn geliehen zu erhalten und der Muckendorfer zeigte ſich dazu gegen eine entſprechende Vergütung und Sicherſtellung geneigt, „das heißt", ſetzte er hinzu, „wenn Ihr in der Nähe des Ortes bleibt."

„Ich gedenke bloß hinüber nach dem Teufelsſam zu fahren", bemerkte Marquard.

„Es gibt viel Wild drüben."

„Kann mir's denken."

„Ihr werdet dort auch ein Boot antreffen." —

„So?"

„Es liegt ſchon mehrere Tage feſtgeankert, Einer aus unſerem Orte hütet es. —

„Ganz ſicher ein Schiffer?"

„Der Mader Sepp, ein kluger, verwegener Kopf, ein Menſch ohne Kind und Rind, er wird mit dem Boote eine weite Fahrt antreten, aber erſt in einigen Tagen, wie er ſagt, doch kommen wir wieder auf unſern Handel zu reden."

Der Muckendorfer ſtellte eine mäßige Forderung, man wurde einig, tauſchte die Namen aus, Albin's Bruder beſtieg das mit Ruder und Seil verſehene Fahrzeug und ließ ſich, die Richtung gegen die Inſel nehmend, bis an deren äußerſter Spitze hinabrinnen.

Da er während der Fahrt längs des diesſeitigen Inſelufers dahinfuhr, konnte er ſich noch genauer wie früher überzeugen, daß der geſuchte Kahn ſich an dieſer Seite nicht befand.

An der untern Inſelſpitze angelangt, ruderte Marquard bis an's Ufer, ſprang, das Seil am Arme, an's Land, zog den Kahn hinter ſich her in den waſſerreichen Graben hinein, welcher, wie erwähnt, den Teufelsſam theilt und, eine Art Bucht bildend, wohl geeignet war, den Kahn den Blicken zu verbergen und vor Entwendung zu ſchützen.

Hier band der junge Mann den Kahn feſt, orientirte ſich, um die Stelle auch in der Dunkelheit wieder zu finden, und begann hierauf längs des Inſelrandes dahinzuſchreiten und nach dem feſt geankerten Boote zu ſpähen.

Noch hatte er nicht zweihundert Schritte am rechten Inſel-Ufer des zweiten Donau-Armes zurück-

gelegt, als er das geſuchte Fahrzeug gewahrte, von überhangenden Bäumen beſchattet, auf dem Rücken des Stromes ſich ſanft wiegend.

Marquard näherte ſich dem Uferrand; — Alles todt, keine lebende Seele zeigte ſich.

„Der Schiffer befindet ſich vermuthlich im Fahrzeug", dachte er, trat an den Rand des ſteilen, etwas erhobenen Ufers und rief mit kräftiger Stimme:

„Hollah, ho!"

Auf dieſen Ruf kam unter einer Art improviſirten Bretterdaches, welches, von Oben angeſehen, wie der Boden des Fahrzeuges erſchien, ein Mann hervorgekrochen, der, ohne ſich zu erheben, nach dem Ufer hinauflugte.

Als Marquard ihn erblickte, rief er mit dem Tone eines Menſchen, der einen Bekannten da findet, wo er ihn ſucht:

„Aha, da ſeid Ihr ja!"

Der Schiffer richtete ſich auf. —

„Habt die Güte, ein wenig heraufzukommen!"

Der Schiffer ſtieg auf die Kante des Bootes, ergriff einen langgeſtielten Haken, ſtieß ihn ſchräg in die Erde und ſchwang ſich an's Ufer.

Während dem bekam Marquard Muße, den Mann aus ſeinem Aeußeren zu ſtudiren.

Das Reſultat war kein entmuthigendes.

Die Geſtalt des Schiffers war von mittlerer Größe, gedrungen, ſtarkknochig und muskulös. Seine Arme und Beine verriethen ungewöhnliche Körperkraft. Der dicke Kopf zeigte eine hohe Stirn, darunter ein Antlitz, verwegen und verſchmitzt. Die etwas nach aufwärts gezogene Oberlippe verlieh ihm den Ausdruck permanenten Hohns.

Als der Schiffer bei Marquard anlangte, ſagte er mit dem Ausdrucke lauernder Zurückhaltung: „Da bin ich, was wollt Ihr, lieber Herr Jäger?"

Darauf erwiderte Marquard gelaſſen: „Bevor man einen Menſchen nach ſeinem Begehr fragt, muß man ihn kennen. Ich kenne Euch, Ihr aber mich nicht."

„Ihr kennt mich? Sonderbar, ich entſinne mich nicht, Euch je begegnet zu ſein. Ihr ſeht mir höchſtens den Schiffer an, wie ich Euch den Jäger, darauf wird's wohl hinausgehen und nicht weiter."

„Ich merk' es ſchon, Ihr ſeid mißtrauiſch, Ihr habt auch Eurer Lage wegen Urſache dazu."

Der Schiffer ſtellte ſich, als verſtände er den jungen Mann nicht, und fragte:

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Nichts Anderes, als daß Ihr Mißtrauen hegt, weil Ihr müßt. Warum befindet Ihr Euch ſeit vierzehn Tagen vom Hauſe abweſend?“

Der Leſer erinnere ſich, daß Baron Falk Herrn von Ratky mitgetheilt hatte, das Boot liege ſeit vierzehn Tagen in Bereitſchaft und werde von einem vertrauten Schiffer bewacht. Marquard entſann ſich dieſes Umſtandes und bediente ſich ſeiner, um dem Vertrauten des Barons zu imponiren und ihn zu verwirren.

Der Schiffer wurde auch wirklich durch obige Frage überraſcht, doch verlor er darüber ſeine Faſſung nicht, ſondern beherrſchte mit gutem Erfolge ſein Aeußeres und erwiderte leicht hingewvrfen:

„Bah, ich befand mich oft ſchon länger abweſend, unſereins macht Reiſen zu Waſſer wie andere Leute zu Lande.“

„Dies Mal“, antwortete Marquard, „waret Ihr aber nicht auf der Reiſe, ſondern habt ohne Unterbrechung ſtill gelegen, in dieſem Boote, an dieſer Stelle.“

„Und wenn dem ſo wäre, was liegt daran?"

„Im Grunde läge daran nichts, wenn man daraus nicht folgern könnte . . .

„Was denn?"

„Daß Ihr mich gern mit Unwahrheiten abſpeiſen möchtet, wenn ich einfältig oder unwiſſend wäre, ſolche Koſt in Kauf zu nehmen."

„Ah, ſeid Ihr gekommen, Euch bei mir ſatt zu eſſen?"

„Zwingt Euch nicht zum Scherze, er geht Euch nicht aus der Seele."

„Ich will Euch etwas ſagen, Herr Jäger."

„Sprecht immerhin."

„Euer Hin- und Herreden fängt an, mir unbequem zu werden."

„Ich glaub' Euch das auf's Wort. Zum Dank dafür will auch ich Euch etwas ſagen, Herr Schiffer."

„Laßt hören."

„Wenn Euch mein Reden ſchon unbequem erſcheint, würde es mein Handeln noch mehr."

„Was geht mich Euer Thun an?"

„Es würde Euch nahe genug an den Leib gehen."

„Meint Ihr?"

„Ich geb' Euch Mannes Wort darauf."

„Am Ende ſeid Ihr von Gerichtswegen da?"

„Wär' dem ſo, ich verlöre nicht ſo viele Worte und ſtände Euch an dieſem Orte nicht allein gegenüber."

„Teufel! es hat wirklich den Anſchein, als ob Ihr mich kenntet?"

„Geht, geht, redet nicht unnützes Zeug, lieber Mader Sepp."

„Oho!"

„Was ſoll das „Oho"?"

„Ihr wißt auch meinen Namen?"

„Ich weiß ſogar noch einen Namen."

„Zum Beiſpiel?"

„Baron Falk! —"

„Herr Jäger!"

„Wollt Ihr noch einen hören? Peter!"

Der Schiffer begann den jungen Mann von Oben bis Unten zu meſſen, auf ſeinem Antlitze konnte man die an ſich ſelbſt gerichtete Frage leſen: „Was ſoll ich mit dem beginnen?"

Marquard ließ ſich von dem gefährlichen Anzeichen nicht beunruhigen und fuhr fort:

„Ihr ſeid nun überzeugt, lieber Mader Sepp, daß

ich die Wahrheit ſprach, als ich angab, Euch zu kennen. Nun ſollt auch Ihr erfahren, wer ich bin. Mein Name iſt Marquard Depaul, ich bin Jäger in Hintersdorf und habe Euch aufgeſucht, um Euch einen Dienſt zu erweiſen, für den Ihr mir Euer ganzes Leben lang Dank wiſſen werdet."

„Ihr wollt mir einen Dienſt erweiſen?" fragte der Schiffer mit einem mißtrauiſchen Seitenblick.

„Warum denn nicht?"

„Weil ich Euch nicht kenne, weil unter ſolchen Verhältniſſen angebotene Dienſte verdächtig ſind."

„Ich will Euch eine Geſchichte erzählen."

„Eine Geſchichte? Wozu?"

„Damit Ihr beſſere Einſicht in Euere Lage gewinnt."

„Erzählt!"

„Auf einem Baume befand ſich ein Neſt mit jungen Vögeln. Ein Fuchs trug Gelüſte darnach, da er jedoch ein krummes Bein beſaß, welches ihn am Klettern hinderte, erſah er ſich einen Bären, der ihm das Leckermahl herabholen ſollte. Er beſchwatzte Meiſter Petz, es ſei ein Honigfladen oben, den wilde Bienen angeſetzt, der tölpiſche Bär klettert hinan, holt das

Neſt herab und ſieht zu ſeinem Verdruſſe, daß er ſich getäuſcht. Der Fuchs macht ſich mit den jungen Vögeln aus dem Staube, der Bär brummt, lenkt damit des Jägers Augenmerk auf ſich und kriegt eine Kugel durch den Pelz. Verſteht Ihr dieſe Geſchichte?"

„Nicht ganz. Wer iſt der Fuchs?"

„Der Baron Falk."

„Der Bär?"

„Iſt ein gewiſſer Mader Sepp."

„Und der Jäger ſeid vermuthlich Ihr?"

„Gott behüte, der Jäger iſt die hohe Obrigkeit."

„Und das Vogelneſt, welches der Bär für einen Honigfladen hielt?"

„Das iſt jene Kiſte, für welche das geheime Behältniß unter dem Boden jenes Bootes eigens gemacht wurde."

Der Mader Sepp begann ſich mit dem rechten Zeigefinger hinter der rechten Ohrmuſchel zu kratzen und ſagte dann: „Teufel! Herr Jäger, wir Beide müſſen miteinander näher bekannt werden."

„Deshalb ſucht' ich Euch eben auf, Herr Schiffer."

„Kommt mit mir hinab in's Boot."

„Mit Vergnügen."

„Ich führ' nichts Böſes im Schilde."

„Bah, bin ich der Mann, mir etwas anthun zu laſſen? Mein Waidmeſſer iſt geſchliffen, meine Flinte geladen."

„Ihr werdet keines von Beiden benöthigen."

„Ich bin überzeugt davon."

Beide gingen nun hinab in das Boot, wo ſie unter dem Nothdache ſich niederließen.

Der Schiffer holte aus einem Winkel Brod, Wein und kaltes Fleiſch hervor und ſagte zutraulich:

„Greift zu, Herr Depaul, und dann ſprecht. —"

„Was das Zugreifen betrifft", verſetzte Marquard, „bin ich ſtracks dabei, das Sprechen jedoch iſt an Euch."

„An mir?"

„Ja, lieber Mader. Ich wünſche nämlich zu wiſſen —"

„Was denn, lieber Herr Depaul?"

„Inwieweit der Baron Euch in ſeine Geheimniſſe eingeweiht hat?"

„Das heißt", entgegnete der Schiffer vorſichtig, „Ihr möchtet von mir erfahren, was Ihr noch nicht wißt?"

„Fehlgeſchoſſen, lieber Mader, ich ſchwöre Euch,

ich weiß Alles, Alles! Ich hab 's Euch ja ſchon zu verſtehen gegeben, daß, was der Bär für einen Honigfladen hielt, ein Neſt voll junger Vögel war."

„Ihr möchtet alſo wiſſen . . ."

„Was der Honigfladen bei Euch bedeutet."

„Das heißt?" —

„Was der Baron vorgab, daß ſich in der Kiſte befinde?"

„Wie aber, wenn der Baron mir wirklich die Wahrheit anvertraut hätte?"

„Das glaub' ich nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil Ihr dann kein Bär wäret, ſondern ein Eſel."

„Warum ein Eſel?"

„Weil Ihr Euere ganze Haut zu Markte trüget."

„Teufel, iſt die Gefahr dabei ſo groß?"

„So groß, daß ſie Euch genau bis an den Adamsapfel reicht."

„Bis wohin? Dieſe Stelle kenne ich nicht."

„Der Adamsapfel iſt die äußere Erhöhung des erſten und größten Knorpels der Luftröhre."

„Sapperment! Ihr meint alſo, es ginge mir bis an den Hals?"

„Ich will 's Euch beeiden.“

„Dann glaube ich 's.“

„Was denn?“

„Daß der Baron ein Fuchs iſt.“

„Nun, laßt hören, was bedeutet der Honigfladen?“

„Der Baron ſagte mir“, erwiderte der Schiffer vertraulich, „das geheime Behältniß im Boote diene zur Aufnahme eines Sarges.“

„Und in dieſem Sarge?“

„Befindet ſich eine Leiche.“ —

„Honigfladen!“

„Die Leiche eines juſtificirten Malcontenten.“

„Honigfladen!“

„Dieſe Leiche ſoll den hochgeſtellten Angehörigen heimlich überliefert werden.“

„Honigfladen, nichts als Honigfladen.“

„Der Baron iſt ein . . .“

„Fuchs, ſonſt nichts.“

„Jetzt, Herr Depaul, iſt die Reihe zu ſprechen an Euch.“

„Aha!“

„Ich habe Euch entdeckt, was der Honigfladen

bedeutet, nun ſagt mir, was die jungen Vögel vorſtellen?"

Marquard lächelte.

Der Schiffer ſah den Jägersmann erwartungsvoll an, dieſer beſann ſich eine Weile und ſagte dann: „Eure Frage iſt im Grund überflüſſig."

„Warum das?"

„Weil es für Euer Wohl ganz gleichgültig iſt, ob Ihr den wirklichen Inhalt des Sarges kennt, oder nicht."

„Ich möchte aber doch wiſſen, was die Vögel bedeuten?"

„Die Vögel bedeuten für Jeden, der auf dem Boote angehalten wird, den Strick oder das Rad, was braucht Ihr mehr?"

„Teufel, das iſt ſchlimm!"

„Ihr werdet auch zugeben, daß die Gefahr, wenn Ihr auch eine Scheinladung in Wien aufnehmt, immerhin ſehr groß iſt."

„Zum Kuckuck, was ſoll ich denn thun?"

„Einfältige Frage."

„Ich kann mir den Baron nicht zum Feinde

machen, ſonſt würde ich die ganze Fahrt zurückweiſen."

„Das iſt auch gar nicht nothwendig."

„Ah, Ihr ſcheint mir einen Rath geben zu wollen?"

„Ich leugne es nicht."

„Dann ſprecht."

„Euere Gefahr", begann jetzt Marquard, „fängt erſt an der öſterreichiſchen Grenze an."

„Zugegeben."

„Ihr braucht ſie alſo nur zu beſeitigen, bevor Ihr die Grenze erreicht."

„Wie das? Soll ich etwa den Sarg in's Waſſer werfen und mich der Rache des Barons ausſetzen?"

„Seh' ich aus wie Einer, der Jemandem einen ſo einfältigen Rath zu geben vermöchte?"

„Dann laßt hören."

„Ich an Euerer Stelle würde es ungefähr ſo anſtellen."

„Wie denn?"

„Ich würde im Boden des Bootes eine viereckige Oeffnung machen . . ."

Mader riß die Augen auf.

„Dieſes Loch würde ich durch eine Klappe ſchließen.“

„Nur weiter.“

„Sobald ich mich nun auf der Fahrt nach Preßburg, zum Beiſpiel bei Petronell befände, würde ich in der Nacht verſtohlen, ohne daß die Anderen es bemerkten, die Klappe öffnen.“

„Zum Teufel!“ rief jetzt der Schiffer, „das hieße ein Haus anzünden, um die Katze darin zu vertilgen.“

„Iſt das Haus Euer Eigenthum?“

„Nein!“

„Kann Euch der Baron beweiſen, daß Ihr den Brand gelegt habt?“

„Nein!“

„Könnt Ihr ſchwimmen?“

„Ja!“

„Was geht Euch höher, der Hals oder der Buckel?“

„Jedenfalls der Hals.“

„Dann befolgt meinen Rath.“

„Ohne daß ich erfahren, was ſich in dem Sarge befindet?“

„Ich ſage nichts als: befolgt meinen Rath.“

„Alle Teufel! man muß doch wiſſen . . .“

„Befolgt meinen Rath.“

„Ihr ſetzt mir das Meſſer an den Hals?“

„Mein Meſſer läßt ſich beſeitigen, der Strick des Wiener Henkers nicht.“

„Der Mader Sepp begann ſich jetzt zur Abwechſelung mit dem linken Zeigefinger hinter der linken Ohrmuſchel zu kratzen.“

„Meinetwegen“, ließ er ſich nach einer Weile vernehmen, „ich werde mir das Ding überlegen.“

„Dagegen wende ich nichts ein“, erwiderte Marquard, „Eines müßt Ihr mir jetzt ſchon zum Gefallen thun.“

„Was denn?“

„Ihr werdet Euch ſogleich an die Arbeit machen.“

„An welche Arbeit?“

„Ihr müßt die Klappe zimmern und herrichten, dann das Loch aushauen und die Klappe einfügen.“

„O, Ihr habt es ſehr eilig.“

„Ich möchte Euere Geſchicklichkeit bewundern.“

„Wenn ich aber „Nein“ ſagte?“

„So dumm ſeid Ihr nicht.“ —

„Vielleicht ſo boshaft.“ —

„Dann richtet Ihr Euch, den Baron und Peter zu Grunde.“

Und wenn ich Eueren Willen thue?"

„Dann werde ich Euch beobachten, ob Ihr wirklich das Haus verbrennt, um die Katze zu vertilgen?"

„Zum Teufel! wie wollt Ihr das wiſſen?"

„Lieber Sepp, Ihr fragt manchmal recht einfältig; es gibt, Gott ſei Dank! Kähne genug." —

„Ihr wollt uns folgen?"

„So lange bis Euer Boot untergegangen ſein wird."

Der Schiffer ſchüttelte den Kopf wie Jemand, der etwas hört, was er nicht verſteht.

„Herr Jäger!"

„Was wünſcht Ihr, Herr Mader?"

„Sagt mir einmal, aber ehrlich und wahr: warum gebt Ihr Euch die Mühe, das Neſt zu vertilgen, welches ich für einen Honigfladen hielt?"

„Weil ich Euch einen Dienſt erweiſen will."

„Bloß mir? Nicht auch Euch ſelbſt?"

„Schafskopf!"

„Wer?"

„Ihr!"

„Warum?"

„Weil, wenn ich mir einen Dienſt erweiſen wollte, ich bloß nach Wien zu gehen und die Sache anzu-

zeigen brauchte und man würde mich ſo reich machen, daß ich ganz Muckendorf ſammt dem Weinwarths-hof kaufen könnte."

„O, o, was Ihr ſagt!"

„Ihr ſeht alſo erſtens, daß kein Eigennutz mich leitet."

„Das iſt wahr."

„Zweitens, daß ich Euch die gute Kundſchaft des Barons nicht entziehen will."

„Ich erkenne es mit Lob an."

„Drittens, daß ich Euch, den Baron und Peter nicht unglücklich machen will."

„Das verdient Dank."

„Viertens, daß meine Abſicht keine andere iſt, als die Vögel auf ewige Zeiten vom Erdboden ver-ſchwinden zu laſſen."

„Teufel, Teufel! was müſſen das für Vögel ſein?"

„Nun, ſeid Ihr entſchloſſen?"

„Ja!"

„Die Hand darauf!"

Mader ſchlug ein, doch dachte er dabei:

„Einſtweilen erfülle ich, was er begehrt; es hängt dann noch immer von mir ab, die verhängnißvolle Klappe zu öffnen oder nicht."

Hierauf machte der Schiffer sich an die Arbeit, Marquard leistete ihm Gesellschaft.

Als die Nacht hereinbrach, sagte Marquard zu dem Fischer:

„Ich hoffe, Ihr werdet Euer gegebenes Wort nicht brechen. Geht Ihr mit irgend einer Heimtücke schwanger, so stürzt Ihr Euch und den Baron in's Verderben. Euer Schicksal liegt in Euerer Hand."

Nach diesen, mit drohendem Tone gesprochenen Worten begab er sich hinweg, ohne jedoch die Insel zu verlassen; er wollte sich überzeugen, ob man heute wirklich, wie verabredet, den Sarg in das Boot schaffen würde. Zu diesem Zwecke hielt er sich in der Nähe des Ankerplatzes verborgen.

Eine Stunde nach Mitternacht drangen Ruderschläge an sein Ohr und er gewahrte auf dem im Mondlicht schimmernden Stromspiegel einen dahergleitenden Kahn, der hart an dem Boote anlegte.

Zwei Männergestalten wurden von dem Schiffer empfangen, Marquard glaubte den Baron und Peter zu erkennen. Die Entfernung, welche ihn von dem Boote trennte, war zu groß, um ihr Gespräch zu vernehmen, er beunruhigte sich jedoch darüber nicht, sein

Zweck war einzig und allein, ſich von dem Ueberladen des Sarges perſönlich zu überzeugen.

Dieſes ging nun wirklich vor ſich und Albin's Bruder konnte deutlich das Oeffnen und Schließen der Fallthüre des geheimen Behältniſſes gewahren, nachdem man den Sarg hinein verſenkt hatte.

Der Baron und Peter — denn ſie waren es wirklich — beſtiegen hierauf wieder den Kahn und fuhren ſtromabwärts.

Die Thron-Inſignien befanden ſich nun im Boote verborgen, ſowie bisher in der hohlen Buche im Halterthale.

Marquard beſtieg jetzt ebenfalls ſeinen Kahn, wartete, bis das Boot beim erſten Grauen des Morgens ſich in Bewegung ſetzte, und folgte ihm dann in der Ferne nach.

Unweit von Muckendorf legte Mader an, um den zweiten Schiffer aufzunehmen; dann ging es, ohne anzuhalten, bis Wien fort.

Leider ſind wir nicht in der Lage, jetzt ſchon zu erzählen, was ſich weiter begab; die Pflicht, die verſchiedenen Fäden unſeres Romans in immer gleicher Länge fortzuſpinnen, erheiſcht, daß wir uns wieder der Hauptperſon deſſelben zuwenden.

Neuntes Kapitel.

Der Graf von Dolabella und Albin — noch ein Brief aus Konſtantinopel.

Wir bitten den Leſer, zu bemerken, wie die Haupt-Ereigniſſe, die wir vom Anfange bis jetzt an ihm vorübergeführt, in einem gewiſſen Sinne nichts Anderes ſind, als die Schlagſchatten der politiſchen Begebenheiten, welche in dieſer Erzählung die hiſtoriſche Baſis bilden.

Der Augenblick, von dieſen ausführlich zu ſprechen, iſt zwar noch nicht gekommen, ſo viel jedoch nöthig iſt, unſeren Ausſpruch zu rechtfertigen, können wir — ohne uns der Gefahr einer ſpäteren Wiederholung auszuſetzen — ſchon hier anführen.

Oeſterreich hat an die Pforte den Krieg erklärt.

Die Pforte erſah in dem Fürſten Joſef Rakoczy das willkommene Werkzeug, dem Gegner im eigenen Lande Verlegenheiten zu bereiten, und ſchloß mit dem Prätendenten einen Vertrag, in welchem es ihn als Fürſt von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn anerkennt.

Zu dieſem falſchen Spiele in Konſtantinopel bilden die falſchen Thron-Inſignien in den Händen des Barons Falk den Schlagſchatten.

Sie ſind beſtimmt zu, täuſchen, wie der, dem ſie zugeführt werden ſollen.

Die Frage: „Werden die Kleinodien in den Beſitz Rakoczy's gelangen?“ bedeutet eben ſo viel als: „Wird Joſef Rakoczy Fürſt von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn werden?“

. . . . . .

Graf Alexander von Bonneval, jetzt der Renegat Osman Paſcha, ein Franzoſe von Geburt, war ehedem General in öſterreichiſchen Dienſten.

Genial und unruhig, tapfer und treulos, ehrgeizig und ungläubig, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Militair, dabei aber Abenteurer, kurz ein Mann von den widerſprechendſten Eigenſchaften, war er dreizehn Jahre vor dem Beginne dieſer Erzählung wegen eines Conflictes mit dem Statthalter in den öſterreichiſchen Niederlanden zu einjähriger Feſtungshaft verurtheilt worden, und zwar in nicht ganz ordnungsmäßiger Weiſe.

Da er überdies nach überſtandener Strafe des Landes verwieſen wurde, entbrannte er in Rache

gegen Oeſterreich, nahm den Turban und wurde von dieſem Augenblicke an der eifrigſte Reformator des türkiſchen Heeres und der erbittertſte Rathgeber zu allen gegen Oeſterreich gerichteten politiſchen Schachzügen.

Er hatte geſchworen, nicht eher zu ruhen, bis Belgrad, welches er unter ſeinem einſtigen Freunde, dem Prinzen Eugen, erobern half, Oeſterreich entriſſen und wieder eine türkiſche Feſtung geworden.

Der mächtige Hebel zu Allem, was er in Konſtantinopel brütete, war Rache.

Einen Schlagſchatten dazu bildet die Marcheſa Vendetta im Paſſauer Walde.

Wie Bonneval, hat auch ſie ihren Namen gewechſelt, wie er, hat auch ſie den Glauben abgeſchworen und einen neuen Cultus, — den der Rache, angenommen.

Osman Paſcha will Oeſterreich, Marcheſa Vendetta will Osman Paſcha verderben.

Osman Paſcha arbeitet in Konſtantinopel gegen Oeſterreich, ſein Schatten, ſein geliebter natürlicher Sohn, Cäſar Graf de la Tour, in der Nähe von Wien.

Wem die damaligen Verhältniſſe zwiſchen Oeſterreich und der Pforte vollkommen fremd wären, der brauchte nur die von uns erzählten Ereigniſſe mit ihren Motiven in's Auge zu faſſen, und er würde daran jene erkennen, inſofern man aus dem Schlagſchatten eines Körpers dieſen ſelbſt zu erkennen vermag.

Auf dieſe Eigenthümlichkeit des Spiegelbildes aufmerkſam gemacht, wird der Leſer hoffentlich mit um ſo größerer Neugierde dem ferneren Verlaufe der Erzählung folgen, deren nächſtes Kapitel uns wieder nach dem Paſſauer Walde führt.

. . . . . .

Graf Cäſar de la Tour, nachdem er die Hülle des Rekruten Hans Bergmann im Friedhofe zu Mauerbach zurückgelaſſen, war in den Kleidern des Grafen von Dolabella entflohen, und als dieſen treffen wir ihn auf dem Wege nach dem Paſſauer Walde.

Als Hans Bergmann hatte er noch am Abende, ehe das Bedrängniß über ihn hereinbrach, durch den von ihm nach Hintersdorf geſandten Burſchen die Kunde erhalten, daß Albin Depaul bei der Marcheſa Vendetta wie ein Sohn gehalten, folglich im einſamen Jagdhauſe im Paſſauer Walde zu treffen ſei. Der

Graf von Dolabella richtete demnach ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Weg dahin.

Je näher er dem genannten Walde kam, je mehr das Gefühl errungener Sicherheit ihn durchdrang, deſto bequemer und geiſtesfreier konnte er ſich mit ſeinem Vorhaben beſchäftigen.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß der Graf von Dolabella bei ſeinem letzten Beſuche im einſamen Waldhauſe von der Marcheſa kalt geſchieden war. Er hatte um ihre Gunſt geworben und war zurückgewieſen worden.

„Ihre Strenge verſcheucht mich, Frau Marcheſa, ich gedenke Ihnen ferner nicht läſtig zu fallen, denn ich fühle mich zu ſchwach, den Kampf gegen ſo entſchiedenen Widerwillen aufzunehmen. Welche bittere Erfahrungen Sie im Leben auch gemacht haben mögen, durch mich ſollen ſie nicht vermehrt werden.“

So lauteten ſeine letzten Worte zu der räthſelhaften Frau.

Nach einem ſolchen Abſchiede war nicht leicht ein ſchicklicher Vorwand zu erſinnen, um bei der Dame wieder einzuſprechen; der Graf, wollte er ſeiner Würde als Mann nichts vergeben, konnte ſich nur der An-

weſenheit des jungen Menſchen, als der einzigen ſeitdem ſtattgehabten Veränderung, zu einer Ausrede bedienen und entſchloß ſich auch dazu.

Sein Erſcheinen im Waldhauſe fiel der Marcheſa auf; er entſchuldigte es, indem er ſagte, er würde es nimmermehr gewagt haben, die Einſamkeit der Dame zu ſtören, wenn nicht eine wichtige Angelegenheit ihn dazu gezwungen hätte.

Dieſe Angelegenheit ſtand, wie er vorgab, mit Marquard Depaul in Verbindung, er habe deshalb den jungen Waidmann in Hintersdorf aufgeſucht und dort nicht getroffen, dagegen erfahren, deſſen jüngerer Bruder befinde ſich im Jagdhauſe im Paſſauer Walde u. ſ. w., er bitte daher die Marcheſa um eine Unterredung mit Albin Depaul.

Die Dame mißtraute, ohne für dieſes Gefühl bis jetzt einen Grund zu beſitzen, indeſſen, ſie konnte dem Grafen, der ihr mannigfache Dienſte geleiſtet, die Bitte nicht leicht abſchlagen, auch durfte ſie die Wichtigkeit, welche ſie auf den Beſitz des jungen Menſchen legte, nicht verrathen; man hätte daraus leicht auf geheime Abſichten ſchließen können, was Verdacht erregt hätte.

Die Marcheſa gewährte alſo die Unterredung mit dem Anſcheine von großer Gleichgültigkeit, und der Graf bat, den Jüngling im Garten erwarten zu dürfen.

„Er fürchtet, belauſcht zu werden", dachte die Dame, „ſollte er mit Marquard in Verbindung getreten ſein? Ich muß auf der Hut bleiben."

Auch dieſer Wunſch des Grafen wurde mit dem Bedeuten erfüllt, daß der Jüngling ſich ſoeben im Garten befinde.

Der Graf verfügte ſich alſo hinaus.

Das Staunen Albin's bei ſeinem Anblicke verrieth ihm, daß er erkannt ſei, und er knüpfte daran den Faden des Geſpräches.

„Wie ich ſehe", begann er, „fällt Ihnen meine Aehnlichkeit mit dem Bruder Thomas im Halterthale auf . . ."

„Und mit dem Rekruten Hans Bergmann in Mauerbach", ſetzte der Jüngling hinzu.

„Ich bin Beides", lautete die Antwort, „in dieſem Hauſe jedoch gelte ich für den Grafen von Dolabella und ich hoffe, in Berückſichtigung des Dienſtes, den Bruder Thomas Marquard Depaul erwies, daß Sie mein Geheimniß bewahren werden."

„Ich verſpreche es, Herr Graf.“

„Sie haben mir bereits ein Mal Verlegenheiten bereitet.“ —

„Ich weiß es, in der Schenke zu Mauerbach war's, mein Bruder und ich bereuten es hinterher, damals ahnten wir die Wahrheit nicht.“

„Ich erkannte ſogleich, daß es nicht in Ihrer Abſicht lag, mir zu ſchaden, thäten Sie es jetzt noch, Sie würden damit einer Perſon feindlich entgegentreten, welche zu lieben und zu verehren Sie allen Grund haben.“

„Sie meinen die Frau Marcheſa?“

„Nein, jene Perſon iſt ein Mann und weilt fern von hier; im Namen dieſer Perſon ſtehe ich jetzt vor Ihnen.“

Albin ſah den Grafen mit einem Blicke des Staunens und der Neugierde an.

„Ich hätte“, fuhr der Sprecher fort, „gern mit Ihrem Bruder geredet, er war jedoch nicht daheim zu treffen, weshalb ich mich an Sie wenden muß. Die Angelegenheit iſt wichtig, entſcheidend für das Glück Ihres ganzen Lebens.“

„Mein Glück“, verſetzte Albin, „iſt bereits in die

Hände der Frau Marcheſa gelegt; ſie nimmt ſich meiner an, wie ihres eigenen Kindes.“ —

„Woher rührt das Intereſſe, welches die Dame an Ihnen nimmt?“

„Meine Mutter Margaritha war vor ihrer Vermählung mit meinem Vater eine vielſährige treue Dienerin der Frau Marcheſa.“ —

„Die Handlungsweiſe der Herrin verdient alles Lob, indeſſen zweifle ich, daß ſie im Stande ſein wird, Ihnen ſo viel zu bieten, wie jener Mann.“ —

„Wer iſt jener Mann, der ferne von hier weilt, in deſſen Namen Sie ſprechen und den zu lieben und zu verehren ich Grund habe?“

Der Graf von Dolabella richtete einen warmen, ausdrucksvollen Blick auf den Jüngling und ſagte mit einem Tone, der aus dem Herzen kam: „Jener Mann iſt Ihr Vater!“

Albin ſah den Grafen mit befremdender Miene an.

„Mein Vater“, erwiderte er, iſt ſeit zehn Jahren todt.“

„Ihr Vater lebt.“

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, Ambroſius Depaul iſt todt.“

„Und ich wiederhole Ihnen, Ambroſius Depaul war nicht Ihr Vater.“

„Und wer iſt der Mann, der mein Vater ſein ſoll?“ fragte der Jüngling mit der Stimme des Unglaubens.

„Er iſt der Leiter eines mächtigen Reiches.“

„Sein Name?“

„Den werden Sie erfahren, ſobald ich mit Marquard geſprochen.“

„Weiß die Frau Marcheſa ....“

„Sie weiß nichts und darf auch nichts wiſſen, die Enthüllung des Geheimniſſes ſoll nur Ihnen und Marquard zu Theil werden.“

Albin's Unglaube verrieth ſich jetzt durch eine verneinende Bewegung ſeines Hauptes.

Sonderbares Schickſal einer Waiſe: vor wenigen Tagen erſt kam ihm eine Mutter aus den Wolken und jetzt ein Vater; die Mutter verſprach, ihn glücklich zu machen, der Vater will es auch; die Mutter veranlaßte ihn, ſich von ſeinem Bruder zu trennen, der in der Ferne weilende Vater wird vielleicht daſſelbe begehren.

Nach einer Pauſe ſagte der Blondkopf:

„Wenn Ambroſius Depaul, wie Sie behaupten,

mein Vater nicht iſt, dann wäre ja Marquard mein Bruder nicht?"

„Er iſt es auch nicht."

„Er, den ich ſo innig liebe, ſollte nicht mein Bruder ſein?"

„Wenn Sie ihn wirklich ſo heiß lieben, warum haben Sie ſich von ihm getrennt?"

„Ich that es ungern, indeſſen mein und ſein Glück erheiſcht es, ſagt die Frau Marcheſa."

„Wenn Sie dem Wunſche Ihres Vaters folgen, brauchen Sie von Marquard ſich nicht zu trennen, und er wird doch glücklich werden, reich und mächtig ſowie Sie."

Der Jüngling beſann ſich eine Weile und erwiderte dann:

„Herr Graf, was Sie mir da enthüllen, iſt ſo außergewöhnlich, daß Sie meine Zweifel nicht verargen können. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſind Sie gekommen, mich zu jenem Manne zu holen, von dem Sie behaupten, daß er mein wirklicher Vater ſei. Ich bin zu jung, zu unerfahren, um in einer ſo räthſelhaften Sache eine Meinung abzugeben; Sie werden daher wohl thun, ſich an meinen Bruder zu wenden."

„Sie mißtrauen mir?“

„Dem Bruder Thomas hätte ich vertraut, dem Rekruten Bergmann und dem Grafen von Dolabella kann ich es nicht.“

„Sie haben ein Recht zu zweifeln“, ſagte jetzt der Graf, „ich hoffe jedoch, Ihr Bedenken ſchwinden zu ſehen, ſobald ich Ihnen und Ihrem Bruder Alles entdeckt haben werde. Ich war auf Ihren Widerſtand gefaßt, bin jedoch überzeugt, daß er unter dem Strahl der Wahrheit ſchmelzen wird. Bis dahin bitte ich Sie um Verſchwiegenheit.“

„Ich gelobe ſie.“

„Wenn die Marcheſa ſich nach dem Inhalte unſerer Unterredung erkundigen ſollte ....“

„So werde ich ihr offen bekennen, daß ich davon nichts verrathen darf.“

„Glauben Sie, das Geheimniß bewahren zu können?“

„Herr Graf, ich bin zwar erſt vierzehn Jahre alt, aber ich bin ein Mann.“

„Wo glauben Sie, daß ich Marquard Depaul antreffen könne?“

„Vielleicht in Mauerbach, ich vermag Ihnen darüber keine beſtimmte Auskunft zu geben.“

„Sollte er vor mir hier ankommen, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ihn von heute binnen drei Tagen bei der Klauſe im Halterthale erwarte.“

„Ich werde Ihrem Wunſche nachkommen.“

„Leben Sie wohl!“

Der Graf verabſchiedete ſich auch von der Marcheſa und verließ das Jagdhaus.

Albin blieb gedankenvoll zurück.

Die Marcheſa erkannte ſchon in der erſten Viertelſtunde, daß irgend ein Funke in die Bruſt des Jünglings geworfen worden ſei, und gab dem Argwohn, Dolabella und Marquard ſtehen in Verbindung, weiteren Spielraum.

Die Schlange hütete ſich indeſſen, den jungen Menſchen über den Inhalt der Unterredung auszuforſchen, ſie dachte:

„Fühlt er ſelbſt den Drang, ſich mir mitzutheilen, dann wird er mir die Wahrheit ſagen, fordere ich ihn jedoch dazu auf, ſo ſetze ich mich der Gefahr aus, entweder nichts zu erfahren, oder mich mit einer Lüge begnügen zu müſſen.“

Sie ſtellte ſich daher, als bemerke ſie die Gedankenſchwere des Jünglings nicht, und dieſer vermied es, über die Unterhaltung mit dem Grafen zu ſprechen.

Albin's Schweigen machte das Mißtrauen der Dame noch raſcher anwachſen.

„Ich muß auf der Hut ſein", ſprach ſie bei ſich, „ſonſt lauf' ich Gefahr, mir mein Werkzeug entriſſen zu ſehen."

. . . . . .

Der Graf von Dolabella eilte von hier in's Halterthal zu ſeiner Klauſe.

Er fand ſie offen und die Maske vom Lager entfernt. Dies befremdete ihn nicht, er hatte ſchon den Reden des Wachtmeiſters entnommen, daß ſein Spiel entdeckt, und ſchloß daraus, daß die Einſiedelei von dieſem viſitirt worden ſei.

Seines Bleibens war hier nicht; denn er zweifelte nicht, daß Schebeſta eine oder die andere der dem Deſerteur nachgeſendeten Patrouillen nach dem Halterthale beordern würde, er wollte nur nach dem Briefverſteck ſehen, ob ſich darin kein Schreiben von Konſtantinopel befinde.

Zu ſeiner größten Freude fand er eines, deſſen Inhalt er mit einer unglaublichen Spannung las.

Dieſer Brief, welcher die Antwort auf ſeine letzte, an den Vater gerichtete Zuſchrift enthielt, lautete, wie folgt:

„Mein lieber Herr Sohn,
Graf Cäſar de la Tour!

„Dein Schreiben, worin Du mir die Ernennung Seckendorf's zum Befehlshaber der öſterreichiſchen Operations-Armee anzeigſt u. ſ. w., hat mir viel Vergnügen bereitet.

„In dem Augenblicke, wo Du dieſe Zeilen lieſeſt, wirſt Du ſicher auch jenes Schreiben bereits empfangen haben, welches ich, ohne Deine Antwort abzuwarten, Dir durch einen Erpreſſen zuſandte und worin ich Dir meinen Wunſch wegen des kleinen Albin an's Herz legte.

„Dieſen Wunſch noch einmal und wo möglich dringender wiederholend, theile ich Dir zur Orientirung Folgendes mit:

„Albin iſt, was Du wohl geahnt haben wirſt, wie Du mein Sohn.

„Ich vertraute das Kind den Eheleuten Depaul

an, weil ich den alten Ambroſius — einen Niederländer von Geburt — als einen wackeren Mann kannte.

„Die Mutter Albin's ſtarb kurz nach ſeiner Geburt.

„Bei der Uebergabe des Kindes mußten die Depauls verſprechen, ihm niemals ſeine Abſtammung mitzutheilen, daher kam es, daß Albin nie etwas davon erfuhr; zur Vorſicht ließ ich mir jedoch eine Urkunde ausſtellen, des Inhaltes, daß Ambroſius und Margaritha meinen Sohn Albin von mir zum Erziehen überkommen u. ſ. w.

„Das Dokument liegt zu Deiner allenfallſigen Benutzung dieſem Schreiben bei.

„Ich zögerte bisher, Albin zu reclamiren, weil ich ihn vorerſt zum Jünglinge heranreifen laſſen wollte, und weil ich ihn in den Händen Depaul's geborgen wußte. Wäre mir das Abſterben ſeiner Pflegeeltern früher bekannt geworden, ich würde nicht ſo lange gewartet haben.

„Du erinnerſt Dich wohl noch der Mittheilung, welche ich Dir vor Jahren von der Gräfin Siona von Olonne machte, die aus Eiferſucht gegen mich

Meuchelmörder dung, um mich aus der Welt zu ſchaffen, wie ſie es bereits mit einigen ihrer früheren Liebhaber gethan. Ich klagte ſie damals bei dem Kaiſer an und ſie wurde zur lebenslänglichen Haft nach der Feſtung Kufſtein gebracht. Ob die racheglühende Gorgone noch lebt, weiß ich nicht. Sie war es, bei welcher Margaritha bis zu ihrer Verehelichung mit Depaul in Dienſten ſtand, und ſie iſt das einzige Weſen, dem es bekannt, daß Albin Depaul mein Sohn iſt..."

So weit hatte Graf von Dolabella den Brief geleſen, als er plötzlich inne hielt und mit weit geöffneten Augen vor ſich hinſtierte.

Nur wenige Secunden und er rief aus:

Nun wird es licht vor meinen Augen, Höllenflammen beleuchten mir die Situation. Die Marcheſa Vendetta hat ſich Albin's angenommen, weil deſſen vermeintliche Mutter vor ihrer Vermählung deren vieljährige Dienerin geweſen, das Geheimniß dieſer Frau iſt mir nun enthüllt, die Marcheſa Vendetta, ſchon der Name deutet darauf hin, iſt die Gräfin Siona von Olonne, ſie weiß, daß Albin der Sohn des Grafen von Bonneval iſt, hat den Jüngling an

ſich gelockt, um ihn zu verderben, um an dem Vater ſich zu rächen. So iſt 's und nicht anders. Gefahr liegt im Verzuge, nun heißt es handeln. Auf Cäſar! Es gilt das Leben des Bruders, zeige Dich Deines Vaters würdig!

Der Graf las den Brief, deſſen noch übriger Theil weniger Intereſſe bot, zu Ende, dann die beiliegende Urkunde, verbarg hierauf die Papiere in ſeiner Bruſttaſche und eilte fort.

Wohin?

Wir werden es ſogleich hören.

Zehntes Kapitel.

Ein Vertrag, in Folge deſſen zwei Männer ihre Aufgaben wechſeln.

Graf von Dolabella beſaß in Wien zahlreiche Verbindungen; er eilte alſo nach der Reſidenz, um ſich zu erkundigen, ob die Gräfin von Olonne ſich noch am Leben und noch in Kufſtein befinde?

Die erhaltene Auskunft war eine überraschende.

Die Gräfin, lautete der amtliche Nachweis, habe vor zwei Jahren nächtlicher Weile einen Fluchtversuch gewagt, sei von einer bedeutenden Höhe herabgestürzt und am anderen Tage mit einem bis zur Unkenntlichkeit zerschmetterten Haupte gefunden worden.

Der Zeitpunkt stimmte genau mit jenem, wo der Graf von Dolabella die aus Tirol kommende Marchesa in Venedig kennen lernte.

Dolabella ließ sich durch die amtliche Auskunft keineswegs beirren. Das bis zur Unkenntlichkeit zerschmetterte Haupt erfüllte ihn mit der Ueberzeugung, man habe sich in Kufstein einer Leiche bedient, um an den Tod der Gräfin glauben zu machen und Verfolgungen von ihr abzuwenden.

Der dichte Schleier, den die Marchesa nie ablegte, machte es zur Gewißheit, daß er das Antlitz der Gorgone verhülle.

Für den Grafen von Dolabella gab es zwei Arten, die Unholdin anzugreifen.

Die erste: wenn er das Geheimniß ihrer Existenz den Gerichten enthüllte und sie wieder den Armen der Justiz überlieferte; die zweite: wenn er selbst, ohne

fremde Dazwiſchenkunft, den Kampf mit ihr auf=nahm.

Im erſteren Falle ſtand zu befürchten, daß die Marcheſa ihre Maßregeln ſo gut getroffen habe, daß man ſie der Identität mit der Gräfin von Olonne zu überweiſen nicht vermöchte, oder daß ſie in angeborener Bosheit, wenn man ſie wieder feſtnahm, auch Albin mit verdarb, indem ſie ihn als einen Sohn des Grafen von Bonneval verrieth.

Dolabella trug daher gerechte Bedenken, ſich dieſer Angriffsart zu bedienen, und entſchloß ſich lieber zu jener eines Privatkampfes, wobei ihm der Vortheil zu Statten kam, daß ihm nun die Marcheſa wohl bekannt war, während ſie nicht ahnte, Albin's wirklichen Bruder zum Gegner zu haben.

Doch, wie den Angriff unternehmen?

Dolabella erwog dieſe Frage, während er am linken Ufer des Donauarmes, der die Leopoldſtadt von der inneren Stadt trennt, auf= und abging.

In der genannten Vorſtadt war es nämlich, wo er, ſo oft ſeine Angelegenheiten ihn nach Wien riefen, bei einer, dem ehemaligen Grafen von Bonneval be=

freundeten Familie Unterkunft fand und vor Verrath ſicher war.

Während er im Geiſte den zu betretenden Pfad ſuchte, ſchweifte ſein Auge zufällig über den Strom hinüber und blieb plötzlich an einem der zahlreichen Fahrzeuge haften, die am rechten Ufer angelegt hatten.

Es war ein kleiner Kahn, worin ſich ein junger Mann befand, in welchem das ſcharfe Auge des Grafen Marquard Depaul erkannte.

Dolabella, von dieſer Entdeckung auf's Höchſte erfreut, beſchleunigte ſeine Schritte und eilte über die Schlagbrücke auf den Waidmann zu.

Bevor er den Kahn, worin dieſer ſich befand, erreichte, traf ſein Blick einen einzelnen Mann, der müßig am Ufer ſtand und zuſah, wie man ein größeres Boot mit Marmorblöcken belud.

Vor dieſem Manne wich Dolabella ſcheu zurück, denn er erkannte in ihm den Diener und Vertrauten des Barons Falk, von dem er nicht bemerkt werden wollte, da Peter in ihm den Rekruten Bergmann, den Schreiber des Wachtmeiſters Schebeſta, erkennen mußte.

Inmitten der lebhaften Bewegung, welche an dieſem Ufertheile herrſchte, wurde es ihm leicht, ſich

den Blicken des Mauerbacher Bekannten zu entziehen und die Stelle, wo Marquard's Kahn befeſtigt war, zu erreichen.

Je näher er dieſem kam, deſto deutlicher konnte er ſehen, daß auch die Augen des Jägers auf jenes Boot gerichtet waren, welches die Aufmerkſamkeit Peter's gefeſſelt hielt.

Dolabella näherte ſich dem Kahne vollends und rief halblaut Marquard's Namen.

Der junge Mann wendete ihm den Blick zu, ſtutzte und trat aus dem Kahne an's Ufer.

„Herr Depaul", begann der Graf, „ein günſtiger Zufall läßt mich Sie hier finden. Ich ſtehe als Ihr Schuldner vor Ihnen, denn Ihrer Anregung und Fürſprache verdanke ich meine Befreiung aus dem Mauerbacher Kirchhofe, ſo wenigſtens verſicherte mich die Zofe des Fräuleins von Falk und ich habe keinen Grund, deren Worte zu bezweifeln."

„Meine Fürſprache", verſetzte Marquard lächelnd, „galt dem bedrängten Rekruten Hans Bergmann und nicht dem Grafen von Dolabella."

„Sie wiſſen meinen Namen?" fragte dieſer überraſcht.

„Das heißt", antwortete Albin's Bruder, „ich weiß bloß, daß Sie in dieſen Gewändern dieſen Namen führen, daß er Ihr wirklicher Name, wag' ich nicht zu behaupten."

Der Graf vermied es, den ausgeſprochenen Zweifel zu beſeitigen, und ſagte: „Ich habe nothwendig mit Ihnen zu ſprechen, Herr Depaul, doch iſt es hier zu lebhaft, möchten Sie wohl ſo gefällig ſein, mich zu begleiten?"

„Ich bedauere, dieſem Wunſche nicht willfahren zu können, ich darf meinen Kahn nicht verlaſſen."

„Wie ich bemerkte, iſt es jenes Boot, welches Ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt."

„Ich ſtelle es nicht in Abrede."

„Dann theilen Sie das Loos mit dem Diener des Barons von Falk."

„Mit Peter?"

„Sie können ihn dort wahrnehmen, wie er unverwandten Blickes bald das Fahrzeug, bald die dabei beſchäftigten Arbeiter anſtiert."

Marquard fand unter dem Gewoge leicht die ihm bekannte Perſönlichkeit heraus und ſagte: „In Wahrheit, er iſt es, ſeine Anweſenheit iſt keine zufällige,

ebenſowenig wie die meinige, übrigens danke ich Ihnen, daß Sie mich auf ihn aufmerkſam gemacht, ich wünſche, von ihm nicht bemerkt zu werden."

„Da ich mich auch in dieſem Falle befinde, ſo ſchlage ich einen Gang nach der Baſtei vor, wir können von dort aus gemeinſam das Boot beobachten und zugleich eine wichtige Angelegenheit beſprechen, ich ſage wichtig, denn es handelt ſich um das Glück Albin's." —

„Meines Bruders?" fragte Marquard haſtig.

Dolabella nickte bejahend.

Der junge Mann zögerte nun nicht mehr, den Grafen zu begleiten.

Auf dem Walle angelangt, nahm man einen ſolchen Standpunkt, daß man von Oben aus das Boot genau beobachten konnte, ohne den Kahn Marquard's aus dem Auge zu verlieren. Dolabella ergriff das Wort:

„Albin weilt gegenwärtig bei der Marcheſa Vendetta im Paſſauer Walde."

„Sie haben vermuthlich die Dame beſucht und ihn dort geſehen?"

„O nein, ich habe das einſame Haus um des Jünglings Willen beſucht." —

Der Waidmann drückte durch eine Geberde seine Verwunderung aus, Dolabella fuhr fort: „Noch mehr, ich wollte ihn bereden, den gefährlichen Aufenthalt zu verlassen.“

„Gefährlich? Warum das?“

„Um Ihnen dieses Wort zu erklären, bedarf es einer längeren Erörterung, indessen ich will mich so kurz als möglich fassen.“

„Sie machen mich neugierig, Herr Graf.“

„Erinnern Sie sich, den Namen „Graf Bonneval“ gehört zu haben?“

„Mein Vater erzählte häufig von ihm. Bonneval war österreichischer General, kam auf ein Jahr nach Spielberg und ist gegenwärtig Moslem und Pascha.“

„Ihr Vater gehörte zu den Freunden des Generals.“

„Er sprach stets mit großer Verehrung von ihm.“

„Wissen Sie, warum er dies that?“

„Vielleicht, weil mein Vater auch zu den Unzufriedenen im Lande zählte?“

„Zum Theil vielleicht, den Hauptgrund jedoch werden Sie aus diesem Dokumente kennen lernen.“

Dolabella zog mehrere Papiere aus der Brusttasche,

entfaltete eines davon und fragte: „Kennen Sie dieſe Schriftzeichen?“

„Mein Gott“, verſetzte der junge Mann ergriffen, „es ſind die Unterſchriften meiner Eltern!“

„Nun leſen Sie den Inhalt.“

Marquard hatte nur wenige Zeilen geleſen, als er in den Ruf: „Allmächtiger Vater!“ ausbrach.

„Warum erſchrecken Sie?“

„Dieſem Dokumente zufolge . . . “

„Iſt Albin der natürliche Sohn des Grafen Alexander von Bonneval“, ergänzte Dolabella und verwahrte das Papier wieder in der Bruſttaſche.

Marquard ſtarrte den Sprecher an.

Dolabella gönnte dem jungen Manne Zeit, ſich von dem Eindrucke zu erholen, und übernahm es während dem, den Kahn zu überwachen.

„Sind Sie wieder in der Verfaſſung, mich weiter anzuhören?“ fragte er nach geraumer Weile.

Marquard ſeufzte tief auf, fuhr mit der Hand über die naſſen Augen und antwortete mit betrübter Stimme:

„Ach, Herr Graf, Ihre Enthüllung hat mich des einzigen Verwandten auf dieſer Erde beraubt, nun

ſtehe ich ganz allein im Leben, ich beſitze Niemand mehr, der mir angehört."

„Tröſten Sie ſich, Herr Marquard", erwiderte Dolabella mit Theilnahme, „Sie ſollen in Albin nicht nur den Bruder nicht verlieren, ſondern in der Perſon ſeines Vaters einen zweiten Vater gewinnen."

„Sie wiſſen nicht, Herr Graf, wie zärtlich ich das kluge Kind liebe, wie ſehr mich ſchon die jetzige kurze Trennung von ihm ſchmerzt."

„Je inniger Sie ihm zugethan ſind, deſto ängſtlicher wird Sie die zweite Enthüllung machen, die Ihnen noch bevorſteht."

„Sprechen Sie, Herr Graf, um Gott, ſprechen Sie!"

„Ihre Mutter war eine vieljährige Dienerin jener Dame, die ſich jetzt Marcheſa Vendetta nennt. Dieſer Umſtand diente ihr zum Vorwande, Albin zu ſich zu nehmen, ich ſage zum Vorwande, denn die wahre Urſache davon iſt eine andere. Die Dame im Paſſauer Walde, eine Todfeindin des Grafen von Bonneval, weiß um das Geheimniß von Albin's Abſtammung, ihre Rachſucht heißt ſie den Jüngling umſtricken, um ſich im Kinde an dem Vater zu rächen."

„Woher rührt dieſe Feindſchaft der Marcheſa gegen den Grafen von Bonneval?“

„Der Graf, damals General, in Wien garniſonirend, fand eine Zeit lang Wohlgefallen an der ſchönen Frau. Bald aber wandte ſich ſeine Gunſt einer anderen zu, darüber entbrannte die jetzige Marcheſa in Eiferſucht und ſandte Meuchelmörder gegen den Grafen, er ſollte fallen, wie bereits drei frühere Liebhaber der Gorgone unter dem Dolche von Banditen. Der Graf klagte perſönlich bei dem Kaiſer und die Dame wurde zu lebenslänglicher Haft nach Kufſtein in Tirol verurtheilt.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche?“

„Ich bitte Sie, zu ſprechen.“

„Die Angabe der Marcheſa lautet anders.“

„Wie lautet ſie?“

„Sie behauptete mir und Albin gegenüber, daß ein Gelübde ihr verbiete, in Gegenwart von Männern ſich zu entſchleiern. Auf die vorlaute Frage Albin's, was ſie zu dem Gelübde bewog, machte ſie uns als „vorläufige Andeutung“, wie ſie ſagte, die Mittheilung, ſie ſei eine angeſehene junge Dame geweſen, als der lügneriſche Verrath eines Mannes,

den ſie zärtlich liebte, ſie in die Nacht des Kerkers warf. Der Machtſpruch des Kaiſers habe ſie verurtheilt, lebenslang hinter Feſtungswällen zu ſchmachten. Dort gelobte ſie, das Antlitz, an deſſen Schönheit der Verräther ſich ergötzt, für ihr ganzes Leben vor allen Männern zu verſchleiern. Sie wurde frei und hält nun ihr Gelöbniß."

„Wie wurde ſie frei?" fragte Dolabella haſtig.

„Das verſchwieg ſie. Die erwähnten Andeutungen verleiteten mich zu dem Glauben, die Marcheſa ſei das Opfer einer politiſchen Intrigue geweſen . . ."

„Eine gemeine Verbrecherin war ſie, ſonſt nichts; der kaiſerliche Machtſpruch erfolgte, weil man ihren hohen Stand und ihren unſchuldigen Gatten ſchonte. Glauben Sie mir, Herr Depaul, ich lüge nicht. Ich weiß den Namen, welchen die Marcheſa vor ihrer Verhaftung führte, und erkundigte mich an amtlicher Stelle, ob ſich dieſe Dame noch in Kufſtein befinde. Die Auskunft, welche ich erhielt, gibt mir die Gewißheit, daß ſie von dort entfloh und, um Verfolgungen von ſich abzuwenden, ein Gaukelſpiel erfand, für todt zu gelten."

„Ihre Angaben, Herr Graf, beſitzen einen ſolchen

Grad von Wahrscheinlichkeit, daß ich sie nicht zu bezweifeln wage, obwohl mir noch der Hauptgegenstand dunkel erscheint."

„Dieser Gegenstand", versetzte Dolabella lächelnd, „bin ich."

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Ich verarge Ihnen die Bemerkung nicht; Sie sahen mich in dreierlei Hüllen und wissen doch nicht, wer ich bin, und ich befinde mich in der unangenehmen Lage, mich Ihnen noch nicht vollständig decouvriren zu könnern. Eines jedoch müssen Sie erfahren, ich bin von dem Grafen von Bonneval mit der Vollmacht und mit den Mitteln ausgerüstet, ihm den jungen Albin zuzuführen, ich rechne dabei nicht nur auf Ihre Mitwirkung, sondern auch auf Ihre Begleitung. Der Graf ist einer der ersten Machthaber des osmanischen Reiches, Albin und Ihnen steht die glänzendste Zukunft offen . . ."

„Sollen auch wir vielleicht seinem Beispiele folgen und . . . ?"

„Sprechen Sie es nur aus, „und Renegaten werden", wollten Sie sagen; „es fällt dem Grafen nicht ein, Ihnen oder Albin das zuzumuthen, nahm er doch

ſelbſt den Turban nur an, weil nach mohamedaniſcher Sitte kein Nichttürke Würde und Amt im Reiche bekleiden darf. Seine intimen Verbindungen mit den Geſandten befreundeter Mächte werden Ihnen und Albin in anderen Ländern ehrenvolle Bahnen eröffnen, in Ländern, wo Sie weder mit dem Glauben, noch mit Ihrer Vaterlandsliebe in Conflict zu gerathen brauchen. Doch das ſind Dinge, die zu erwägen, Ihnen Zeit genug gegönnt iſt. Wozu Sie ſich entſchließen, raſch entſchließen müſſen, das iſt die Befreiung Albin's aus den Händen der Marcheſa, ich ſage Befreiung; denn mir ahnt es, ohne Kampf wird die Unholdin von ihrem Vorhaben nicht laſſen."

„Weiß die Marcheſa, daß Sie im Auftrage des Grafen von Bonneval handeln?"

„Ich bezweifle es."

„Mit welchem Rechte, unter welchem Vorwande könnte ſie mir die Vereinigung mit meinem jüngeren Bruder verweigern?"

„Der Vorwände gibt es genug, indeſſen ſcheint ſie in ihrem Widerſtande einzig und allein auf Albin zu rechnen. Was wollen Sie dagegen einwenden,

wenn Albin ſelbſt ſich weigert, die Marcheſa zu verlaſſen?“

„Wir rufen gegen die Flüchtige vom Kufſtein den Arm der Juſtiz zu Hilfe.“

„Und ſie zeigt an, daß Albin der Sohn des Grafen von Bonneval iſt, und der Jüngling bleibt dann ewig vom Vater getrennt.“

„Leider“, verſetzte Marquard, „beſitzt ſie noch ein Mittel, uns zu verdächtigen. Wir genoſſen von Jugend an eine Unterſtützung von einer Seite her.“

„Vom Fürſten Rakoczy.“ —

„Sie wiſſen . . .?“

„Sie gaben ſich wenig Mühe, den Umſtand geheimzuhalten.“

„Auch der Marcheſa theilten wir ihn mit.“

„Welche Unvorſichtigkeit! Sie ſehen nun, Herr Depaul, wir müſſen uns in dieſer Sache einzig und allein auf uns verlaſſen und im Nothfalle der Gewalt die Gewalt gegenüberſtellen.“

„Das heißt, wenn Albin bethört und verblendet meiner Ueberredung Widerſtand leiſten ſollte.“

„Ich erkläre mich damit einverſtanden und bitte

Sie nur, den Weg nach dem Paſſauer Walde unverzüglich anzutreten.“

„Herr Graf, Sie verlangen Unmögliches, für heute und morgen iſt meine Zeit bereits in Anſpruch genommen.“

„Wie? Sie könnten ſäumen, wo es das Wohl deſſen gilt, den Sie ſo heiß zu lieben vorgeben?“

„Zwei Tage werden in dem Schickſale Albin's keine Aenderung hervorbringen, während die Angelegenheit, die mich beſchäftigt, in dieſer Friſt entſchieden wird. Glauben Sie mir, Herr Graf, es iſt mir heute und morgen unmöglich, die Marcheſa zu beſuchen.“

„Der Kahn, in dem Sie ſich befanden, gehört Ihnen?“

„Ja, Herr Graf.“

„Sie haben eine Reiſe zu Waſſer vor und zwar, da Sie nur von zwei Tagen Friſt ſprechen, höchſtens bis nach Preßburg.“

„Ihre Combination iſt richtig.“

„Die Aufmerkſamkeit, welche Sie jenem Boote zuwenden, beweiſt, daß Ihre Reiſe damit in Verbindung ſteht.“

„Ich beſtätige auch das.“

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen.“

„Laſſen Sie hören, Herr Graf.“

„Vertrauen Sie mir Ihr Geſchäft an und ich ſchwöre Ihnen, es ſo gewiſſenhaft zu beſorgen, als wäre es das meinige.“

„Und ich?“

„Sie begeben ſich indeſſen zur Marcheſa und ſuchen Albin zu bereden, daß er Ihnen folge.“

Marquard beſann ſich, ſeine Liebe zu Albin bewog ihn, ſich zu Gunſten des gräflichen Vorſchlages zu entſcheiden.

„Ich willige ein“, entgegnete er, „in der Vorausſetzung, wenn Sie ſich verpflichten, die mir geſtellte Aufgabe zu löſen.

„Worin beſteht dieſe Aufgabe?“

„Sie müſſen in meinem Kahne jenem Boote, welches man mit Marmorblöcken belaſtet, auf ſeiner Fahrt nach ſtromabwärts in der Ferne folgen. Das Boot wird bei ſeiner Abfahrt von hier mit nur zwei Schiffern beſetzt ſein. Unterhalb Kaiſer-Ebersdorf wird es landen, doch nur, um den Diener des Barons Falk und noch einen Herrn aufnehmen. In der Gegend

von Petronell wird das Boot in der Mitte des Stromes untergehen."

Dolabella ſchaute den Waidmann verwundert an.

„In dieſem Falle, gleichviel, was mit den vier Männern geſchehe, iſt Ihre Aufgabe erfüllt, Sie kehren zurück und ſuchen mich in Hintersdorf auf."

„Wenn aber das Boot nicht untergeht?" fragte der Graf, über die ſonderbare Miſſion erſtaunt.

„Dann müſſen Sie um jeden Preis, im Nothfalle ſelbſt mit Ihrem Leben verhindern, daß das Boot die Hauptſtadt Ungarn's erreiche."

„Das heißt, das Fahrzeug muß, bevor es Peſth erreicht, untergehen?"

„Ohne daß Etwas daraus gerettet wird. Uebernehmen Sie es, dieſe Aufgabe zu löſen?"

„Ich gebe Ihnen als Cavalier mein Wort darauf."

„Sind Sie bewaffnet?"

„Ich werde mich ſogleich vorſehen."

„Das Boot wird vor Mitternacht ſchwerlich die Fahrt antreten, Sie haben alſo Zeit, ſich auch Kleider, die den meinigen gleichen, zu verſchaffen. Es iſt dies nothwendig, damit der eine Schiffer, der mit mir einverſtanden iſt, mich in dem Boote anweſend glaube.

Ich mache Sie jedoch darauf aufmerkſam, daß dieſer Mann, wenn das Boot nicht untergeht, ein Verräther iſt und ebenſo wie die Anderen zu Ihren Feinden zählt, Sie müſſen daher auf einen Kampf, Einer gegen Vier, gefaßt ſein."

„Ich ſcheue einen ſolchen Kampf nicht, doch wird es nothwendig ſein, daß Sie mich ein wenig in die Situation, in welche ich mich begebe, einweihen. Wie heißt der eine Schiffer, mit welchem Sie einverſtanden ſind?"

„Mader."

„Der Untergang des Bootes ſoll vermuthlich durch ihn herbeigeführt werden?"

„Ja!"

„Auf welche Art?"

„Mader machte in meiner Gegenwart in dem Boden des Bootes, ungefähr zwölf Schuhe vom Schnabel entfernt, eine viereckige Oeffnung, welche mit einer Klappe geſchloſſen iſt."

„Ich verſtehe, man braucht nur die Klappe zu öffnen, um das Waſſer eindringen zu laſſen, und das ohnedem ſchwer beladene Fahrzeug ſinkt."

„So iſt es."

„Wem gehört die Ladung des Bootes?"

„Dem Baron Falk." —

„Wohin iſt dieſe Ladung beſtimmt?"

„Nach Belgrad."

„Darf man auch erfahren, warum Sie den Untergang des Bootes wünſchen?"

„Das, Herr Graf, bleibt mein Geheimniß."

„Ich reſpectire es und werde meine Aufgabe löſen, hoffe aber, daß auch Sie, Herr Depaul, mit allem Eifer an die Erfüllung Ihrer Aufgabe gehen werden."

„Meine Liebe zu Albin bürgt Ihnen dafür. Ich begebe mich nur einſtweilen wieder in meinen Kahn.

„Und ich eile, mir die Kleider und die Waffen zu beſorgen."

Die Männer trennten ſich.

Beim Anbruch des Abends erſchien der Graf von Dolabella als Jäger verkleidet in dem Kahne und übernahm Marquard's Stelle.

Ein gegenſeitiger mannhafter Händedruck, ein herzliches „Glück auf!" und ſie ſchieden. —

Marquard ging, Albin zu befreien, der Graf, um den Untergang des für ihn geheimnißvollen

Bootes zu überwachen, oder im Nothfalle herbeizuführen.

Sonderbare Laune des Schickſals, welches den natürlichen Sohn des Grafen von Bonneval dazu auserſah, die Pläne des Prätendenten Joſef Rakoczy zu kreuzen.

Eilftes Kapitel.

Trau', ſchau', wem?

Beim erſten Grauen des Morgens ſetzte ſich das Boot mit der Marmorladung und den unter dem Boden verborgenen, nachgeahmten ungariſchen Thron-Inſignien in Bewegung.

Gleichſam als deſſen Trabant folgte in der Ferne der Kahn mit dem Grafen von Dolabella.

In dem Boote befanden ſich der Mader Sepp und der zweite Schiffer, der Stadler Tondl*),

*) Stepp iſt eine volksthümliche Abkürzung des Namens Joſef; Tondl das Diminutiv von Anton.

in Allem ein würdiges Seitenſtück zu ſeinem dermaligen Gefährten.

Das Boot glitt, bloß dem natürlichen Laufe des Stromes folgend, ohne künſtliche Nachhilfe dahin, Mader ſtand am Steuer und Stadler ihm zur Seite.

Da die Schiffer ſich noch allein im Boote befanden, konnten ſie ſich offen und ohne Rückhalt gegeneinander ausſprechen.

„Tondl", begann der Andere, „ſiehſt Du den Hintersdorfer Spitzbuben wieder hinter uns?"

„Freilich ſehe ich ihn."

„Der Hund glaubt richtig, ich werde ſo dumm ſein." —

„Was denn?"

„Seinen Willen zu thun."

„Sepp, Du haſt ſchon einige Male davon zu reden begonnen, ohne jedoch Dich deutlicher auszuſprechen. Jetzt ſind wir noch zu Zweien auf dem Boote, ſag' mir alſo, warum verfolgt uns der Jäger ſchon von Muckendorf aus, und was meinſt Du damit, wenn Du ſagſt, Du wirſt ſeinen Willen nicht thun?"

„Schau', mein lieber Tondl, ich möcht' Dir 's gern anvertrauen, wenn ich nur wüßte ....

„Was denn?"

„Ob Du ein ehrlicher Kamerad biſt?"

„Stepp, Du zweifelſt doch nicht daran? Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ..."

„Pſt, Tondl, ſei ſtill, wir ſind auf'm Waſſer und da darf man nicht pfeifen und nicht fluchen. Hör' mich an. Der Hintersdorfer Jäger war bei mir auf dem Teufelsſam und beredete mich, dieſes Boot bei Petronell untergehen zu laſſen. Du mußt nämlich wiſſen, unter dem Boden dieſes Bootes befindet ſich ein waſſerſicherer Verſchlag und darin liegt ein Sarg verborgen."

„O, o!"

„In dieſem Sarge, behauptet der Baron, befinde ſich eine Leiche, der Jäger dagegen ſagt, das ſei nicht wahr, der Inhalt des Sarges, wenn er von der Juſtiz entdeckt würde, müſſe uns Allen den Hals koſten ...."

„Teufel!"

„Tondl, fluche nicht, wir befinden uns auf dem Waſſer, darum meint der Depaul, geſchehe es zu un=

ſerem Beſten, wenn ich das Boot ſammt dem Sarge untergehen ließe."

„Was befindet ſich nun wirklich im Sarge?"

„Der Jäger wollte mir 's nicht entdecken, aber der Mader Sepp weiß, wo die ſaftigen Birnen wachſen, und iſt gewandt genug, ſich zu helfen. Ich habe in der vorigen Nacht, auf der Fahrt von Muckendorf nach Wien, während Du ſchliefſt, heimlich den Sarg unterſucht und entdeckte ...."

„Was denn?" fragte der Stadler Tondl geſpannt.

„Daß er einen Schatz von großem Werthe enthalte."

„O, o, nicht möglich!"

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn's nicht wahr iſt!"

„Sepp, Sepp, vergiß nicht, daß wir uns auf dem Waſſer befinden."

„Du haſt recht, auf dem Waſſer muß man behutſam ſein, beſonders wenn man einen Schatz von ſo großem Werthe mit ſich führt und die Gelegenheit ſich darbietet, mit einem Male ein ſehr reicher Mann zu werden."

„Iſt dieſe Gelegenheit für uns vorhanden?"

„Wenn Du einwilligeſt, ja.“

„Sepp, meine Hand darauf, ich bin bei Allem, was Du unternimmſt, der Teufel . . .“

„Tondl, vergiß Dich nicht.“

„Was meinſt Du, Sepp, wie ſtellen wir 's an, um in den Beſitz des Schatzes zu gelangen?“

„Der ſpitzbübiſche Jäger hat gedroht, wenn ich bei Petronell das Boot nicht untergehen laſſe, uns anzuzeigen und der Juſtiz zu überliefern. Das würde ohne Zweifel den Hals koſten, deshalb muß der Jäger zuerſt in's Netz gelockt und bei Seite geſchafft werden.“

„Dann iſt er ſtumm und kann uns nicht anzeigen.“

„So iſt's. Sobald nun der Peter und der Andere hinter Ebersdorf in's Boot ſteigen, mache ich ſie auf den Jäger hinter uns aufmerkſam, theile ihnen die Gefahr, in der wir Alle ſchweben, mit, und der Schuft wird gefangen und erſäuft.“

„Waſſer haben wir genug dazu.“

„Das iſt Nummer Eins.“

„Verſtehe, nun folgt Nummer Zwei.“

„Nach dem Jäger kommt der Peter und der Andere an die Reihe.“

„Wir ſind Zwei gegen Zwei und können 's ſchon wagen."

„Es lohnt ſich auch der Mühe ſolch' ein Schatz, Teufel . . ."

„Sepp, wir befinden uns auf dem Waſſer."

„Sobald die Zwei beſiegt ſind."

„Das heißt, erſchlagen und in den Strom verſenkt. —"

„Richtig, dann ſind wir Herren des Bootes."

„Und des Schatzes." —

„Du hältſt alſo mit?" fragte Mader.

„Der Teufel ſoll mich . . ."

„Pſt, bedenke, wo wir ſind."

„Jetzt ſteht unſerem Glücke nichts mehr im Wege."

„Als drei Steine."

„Welche wir ohne Mühe bei Seite räumen."

Während dieſer Unterhaltung war der Tag vollends angebrochen.

Das Boot landete an der beſtimmten Stelle, wo Peter und Herr von Ratky deſſen Ankunft entgegenharrten.

Nachdem die beiden Männer es beſtiegen, ſetzte es ſeinen Lauf fort.

Der Graf von Dolabella folgte wie bisher.

. . . . . .

. . . . . .

Trau', ſchau', wem?

Als der Freiherr von Falk den Mader Sepp in ſein Vertrauen zog, mochte er wohl an den Kernſpruch, der dieſem Kapitel zur Ueberſchrift dient, nicht gedacht haben; denn wie eben erzählte Unterhaltung zeigt, war der genannte Schiffer eine keineswegs dazu geeignete Perſönlichkeit.

Vorſichtiger wie der Baron, war der Jäger von Hintersdorf, er baute nicht auf des Schiffers Handſchlag und Manneswort, ſondern folgte dem Boote, oder ließ es jetzt von dem Grafen von Dolabella verfolgen, um ſich von dem verabredeten Untergange zu überzeugen.

Einen geſchickteren und eifrigeren Erſatzmann wie den Grafen konnte Marquard für ſich nicht finden.

Dolabella hielt ſich während der Fahrt immer in einer ſolchen Entfernung, daß ſeine Geſichtszüge nicht erkannt werden konnten, dabei war ſein ſcharfer, militairiſch ausgebildeter Blick fortwährend auf das vorgeſetzte Ziel gerichtet.

Die Fahrt hatte eine geraume Weile gedauert, als das Boot um die Spitze einer Inſel fuhr, wodurch es mehrere Minuten dem Blicke des Verfolgers entzogen wurde. Nachdem dieſer die nämliche Biegung paſſirt hatte, gewahrte er zu ſeiner Ueberraſchung, daß ſich nunmehr zwei Männer im Boote befanden und daß ein kleiner Kahn, bisher an dem Fahrzeuge befeſtigt, verſchwunden war.

In Folge dieſer Wahrnehmung beeilte ſich der Graf von Dolabella, ſein Jagdgewehr, zwei Piſtolen und einen Säbel vor ſich auf den Boden und ſein Pulver und Blei in Bereitſchaft zu legen, dann zog er die Hähne der Gewehre auf und murmelte: „Einer gegen Vier, es wird in jedem Falle für mich einen ehrenvollen Kampf geben.“

Von dieſem Augenblicke an theilte er ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Boote und der übrigen Stromgegend; er war überzeugt, daß man eben daran ſei, ihm einen Hinterhalt zu legen.

Wer die kleinen Kähne, wie der, welcher den Grafen trug, kennt, wird wiſſen, daß ſtets in deren Längenmitte quer über das Fahrzeug ein Brett befeſtigt iſt, worauf der Fahrende ſitzt und das Ruder

bald zum Steuern, bald wieder dazu benutzt, den Lauf des Fahrzeuges zu beschleunigen.

In dieser Stellung bietet man einem Feinde, der mit Schußwaffen versehen ist, den ganzen Oberleib als Zielscheibe dar; der Graf beseitigte diesen Nachtheil, indem er sich auf den Boden in dem tiefsten Punkte des Kahns hinkauerte, so daß man aus der Ferne nur seinen Kopf zu sehen bekam.

Dunkle Körper bilden im Sonnenschein mitten auf einem Wasserspiegel ausnehmend gute Zielpunkte, Dolabella nahm daher seinen Jägerhut ab und umband das Haupt mit einem weißen Kopftuche.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, murmelte er:

„So, nun wollen wir abwarten, welches Manöver der Feind ausführen wird?"

Er brauchte nicht lange zu warten.

Nach ungefähr einer Viertelstunde gewahrte er hinter sich einen von zwei Männern besetzten Kahn.

Der Graf von Dolabella befand sich bereits — militairisch gesprochen — zwischen zwei Feuern.

Der Feind hatte die oben erwähnte Krümmung benutzt, sich zu theilen. Herr von Ratky und der

Stadler Tondl beſtiegen den Kahn, ruderten ſich an's nahe Inſelufer, verbargen ſich dort im Gebüſch, bis der Gegner vorübergeſchifft war, und folgten ihm dann nach.

Das Manöver gelang.

Der Graf fand in dem Umſtande, daß er den Feind in ſeiner ganzen Stärke vor ſich hatte und deſſen Plan ihm enthüllt war, eine große Beruhigung.

„Es wird eine förmliche Seeſchlacht werden", murmelte er mit ſpöttiſcher Miene, „vielleicht ein zweites Lepanto, ich werde mich bemühen, dem Beiſpiele Don Juan's treu zu bleiben!"

Nach einigen Minuten gewahrte der Graf, daß der Kahn hinter ihm ſeinen Lauf beſchleunigte, während das Boot vor ihm ihn verzögerte.

„Oho, meine Braven", dachte er, „ihr wollt mich einkeilen, ſo haben wir nicht gewettet."

Er legte das Ruder links an und gab dem Kahn eine ſchiefe Richtung nach rechts, dadurch entfernte er ſich nach ſeitwärts um eben ſo viel, als die Gegner ſich in der geraden Linie zu nähern glaubten.

Die Entfernungen der drei Fahrzeuge von einander zeigten jetzt ein gleichſchenkeliges Dreieck, bei

welchem der Kahn Dolabella's den Scheitelpunkt bildete.

Als die Feinde des Grafen seine Absicht bemerkten, nahmen auch sie die Richtung gegen das rechte Ufer.

„Das überrascht mich nicht", murmelte Dolabella, „sie glauben mich in der eigenen Schlinge zu fangen, indem sie mich an's Ufer drücken, dort durch ihren Kahn in Schach halten, damit das Boot während dem einen Vorsprung gewinne und möglicher Weise entfliehe."

In diesem Momente erdröhnte hinter dem Grafen der dumpfe Knall einer Flinte, und zur Seite erkannte er an dem in kurzen Zwischenräumen aufspritzenden Wasser die flachen Göller einer ganz ermatteten Kugel.

„Sie können es nicht erwarten, die Schlacht zu eröffnen", dachte er, „meinethalben, ich schieße noch nicht, meine Munition ist mir viel zu kostbar, um sie schon in so großer Weite zu vergeuden, wenn ich einmal schieße, dann gilt's nicht der Luft, sondern der Haut."

Dir drei Fahrzeuge bildeten noch immer dasselbe Dreieck, und war jetzt der Scheitelpunkt dem Ufer etwas näher gerückt.

Dolabella legte unbemerkt ſein Gewehr auf den Schooß und begann das Ruder contrair zu bewegen, ſein Kahn hielt im Laufe inne, die Entfernung zwiſchen ihm und dem feindlichen Kahne kürzte ſich; dieſer ging in die gelegte Falle und legte ſcharf aus. Der Graf ſah den Moment gekommen, ergriff ſein Gewehr, ſprang raſch auf, legte an und ſchoß.

Die Kugel zerſchmetterte einem der Gegner, es war Herr von Ratky, den Arm.

„Wohl bekomm's!" rief der Schütze und kauerte im Nu wieder am Boden, überließ das Boot eine halbe Minute lang ſich ſelbſt und lud ſein Gewehr.

Während dem pfiff eine Kugel über ſeinem Haupte dahin. —

„Früher zu tief, jetzt zu hoch, ſo laß ich mir's gefallen!" dachte er, ergriff hierauf wieder ſein Ruder und trieb abermals nach ſeitwärts.

Vom Feinde muß man lernen.

Dieſe Lebensregel wurde im Boote befolgt.

Mader ließ das Fahrzeug ebenfalls ſtill ſtehen, Dolabella merkte es wohl, durfte aber nicht ein Gleiches thun, weil der Kahn im Rücken ihn zu ſtark bedrohte; er beſchleunigte daher lieber ſeinen Lauf, um wo

möglich auch im Boote einen Feind kampfunfähig zu machen; sein Schuß, den er dahin sandte, ging jedoch fehl, die Kugel riß bloß Peter's Hut herab. Der Gegenschuß traf nicht glücklicher.

Die Entfernung zwischen den Fahrzeugen hatte sich merklich gekürzt; aus dem gleichschenkeligen Dreiecke war ein gleichseitiges geworden.

Nun ereignete sich in dem rückwärtigen Kahne eine Episode.

In diesem Fahrzeuge befanden sich, wie erwähnt, Herr von Ratky und der Stadler Tondl.

Der erstere lag schwer verwundet am Boden und der Schiffer mußte, sowie Dolabella, gleichzeitig Matrose und Soldat sein.

Durch das Manöver zwischen den vorderen zwei Fahrzeugen gewann er einige Minuten Ruhe, diese benutzte er, den mit einer Ohnmacht kämpfenden Ungar zu betrachten und dachte dabei an seine Verabredung mit Sepp.

„Er wäre später ohnedem an die Reihe gekommen", sprach er bei sich, „der spitzbübische Jäger hat uns damit nur die Arbeit erspart, haben wir mit dem Hintersdorfer ein Ende gemacht, so bleibt uns nur

noch der Peter übrig. Meiner Treu, es hat den Anſchein, als wolle er zur Beſinnung kommen, das muß verhindert werden, wozu die neue Mühe? Er iſt ohne dem zu nichts mehr nütze. Einige Minuten früher erſparen ihm viele Leiden, hinunter müßte er ſpäter doch, alſo friſch daran!"

Er ergriff den Verwundeten, hob ihn auf und ließ ihn über Bord in's Waſſer fallen.

Die Berührung mit der kalten Flut brachte den bloß Verwundeten zur Beſinnung, er tauchte an der Oberfläche empor und machte am Waſſerſpiegel ſichtbare Anſtrengungen, den Kahn zu erreichen. Der Schiffer, ſtatt ihm beizuſtehen, verſetzte ihm einen Stoß mit dem Ruder, in Folge deſſen er in die Tiefe ſank.

Den Grafen, der dies ſah, überlief es eiſigkalt — die Grauſamkeit des Mörders erfüllte ihn mit um ſo größerem Abſcheu, je unerklärlicher und ungerechtfertigter ſie ihm erſchien.

Dies Alles dauerte kaum zehn Sekunden, Dolabella war wieder gezwungen, an ſich zu denken.

Wohl hatte er es jetzt nur noch mit drei Gegnern zu thun, allein der ihm gegönnte Raum hatte

ſich merklich verkleinert und damit die Treffwahrſcheinlichkeit der Gegner vergrößert. Der letztere Vortheil befand ſich zwar auch auf ſeiner Seite; allein da er ſelbſt ſeinen Kahn lenken und ſich zugleich vertheidigen mußte, ſo litt auf die Dauer entweder das Eine oder das Andere und der Vortheil kam nur dem Boote zu Gute, wo Mader und Peter mit umſichtiger Ausdauer den Angriff fortführten.

Als die Gefahr für Dolabella ſo weit gediehen war, gab ein unverhofftes, jedoch in der Natur der Verhältniſſe liegendes Ereigniß der Situation plötzlich eine andere Wendung.

So lange die Entfernung der drei Fahrzeuge voneinander eine ſo große war, daß man die Geſichtszüge von Perſonen nicht zu unterſcheiden vermochte, ſo lange konnten Mader und Peter, die Marquard Depaul perſönlich kannten, den Irrthum, in dem ſie ſich bezüglich ihres Verfolgers befanden, nicht gewahren; als jedoch dieſe Entfernung ſchmolz, hörte man den Schiffer im Boote plötzlich, trotzdem daß er ſich noch immer auf dem Waſſer befand, einen Fluch ausſtoßen.

Der Vertraute des Barons erſchrak und fragte ihn, was es gebe?

„Wir ſind getäuſcht, ſchändlich getäuſcht!“

„Wie ſo?“

„Der Mann im Kahne iſt nicht der Hintersdorfer Jäger.“

Peter faßte nun den Gegner ebenfalls genauer in's Auge und rief: „O, o, iſt 's ein Blendwerk der Hölle?“

„Nun, hab' ich Recht oder nicht?“

„Freilich, habt Ihr Recht, jener Mann iſt ein Ausreißer vom Küraſſier-Regiment Hohen-Ems, Namens Hans Bergmann.“

„Verdammt! wir haben uns alſo vergebens gewehrt, unſer eigentlicher Feind iſt in Wien geblieben.“

„Oder, was wahrſcheinlicher iſt, er erwartet uns vor Petronell.“

„Was beginnen wir nun?“

Peter beſann ſich und ſagte dann: „Ich denke, wir ſtellen den Kampf ein.“

„Und hernach?“

„Suchen wir uns mit dem Deſerteur zu verſtändigen; der arme Teufel hatte es vielleicht auf ſein

eigenes Heil abgeſehen und dachte nicht daran, uns zu verfolgen."

„Wie kommt er aber in dieſen Kahn? Warum trägt er ähnliche Kleider wie der Hintersdorfer Jäger?"

„Darnach wollen wir forſchen und hören, was er ſagt."

Hierauf kehrte Peter ſich dem Kahne zu und rief: „Ho, ho, Herr Bergmann?"

„Was gibt es?" fragte der Graf hinüber.

„Schießt nicht mehr, wir halten ebenfalls ein."

„Ich bin's zufrieden."

„Wir wollen uns verſtändigen."

„Mit Vergnügen."

„In welcher Weiſe nähern wir uns?"

„Laßt Eueren Gefährten zu dem Anderen in den Kahn ſteigen, Euere Fahrzeuge fünfhundert Schritte voneinander entfernt landen und kommt dann an's Ufer."

Peter willigte ein.

Man befahl dem Stadler Tondl, heranzurudern, Mader ſtieg zu ihm in den Kahn, die Landung wurde derartig bewerkſtelligt, daß der Kahn gleichſam als Vorpoſten voran, das Boot in der angegebenen Diſtance hinter ihm zu liegen kam.

Nun landete auch Dolabella, legte hinter dem Boote an und befeſtigte das Seil, welches ſeinen Kahn hielt, an einem Baume mittelſt mehrerer, nur ihm leicht lösbaren Knoten.

Hierauf begab er ſich ebenfalls an's Ufer, wo Peter ihn bereits erwartete.

„Herr Bergmann", begann dieſer, „ich bin erſtaunt, Sie in dieſem Kahne zu finden."

„Ich will glauben, was Sie ſagen; denn Sie hielten mich für einen Anderen."

„Und dieſer Andere . . ."

„Iſt Marquard Depaul."

„Ah, Sie ſind alſo mit ihm einverſtanden?"

Dolabella lächelte und ſagte: „Und wenn ich es wäre?"

„Dann wären Sie wie er unſer Gegner und wir müßten die Feindſeligkeiten fortſetzen."

„Ich bin dazu bereit, doch möchte ich Sie bitten, vorher Ihre Situation zu überlegen und zwar, erſtens Ihre Lage mir gegenüber und zweitens gegenüber Ihren Gefährten."

Peter ſah den Deſerteur erwartungsvoll an.

Dieſer begann: „Entweder bin ich mit Depaul

einverſtanden oder nicht. Im letzteren Falle hätten Sie nicht nur keine Urſache, mich zu verderben, ſondern es läge ſogar in Ihrem Intereſſe, mich zu gewinnen; im erſteren Falle, das heißt, wenn ich mit Depaul einverſtanden wäre, würde Ihnen ein Sieg über mich wenig nützen."

„Warum nicht?"

„Weil ich bloß ein Beobachtungspoſten wäre und die Hauptarmee Ihnen erſt weiter unten entgegentreten würde."

„Ich denke, wenn wir uns vorläufig den Beobachtungspoſten vom Halſe ſchaffen, erreichen wir wenigſtens ſo viel, daß wir den Feind ſchwächen."

„Der Schluß iſt ganz richtig, allein es ſteht Ihnen noch immer ein großer Kampf bevor."

„Wir werden ihn aufnehmen." —

„Geſetzten Falls, Sie ſiegen, was dann?"

Peter ſtutzte und erwiderte zaudernd: „Dann ſetzen wir unſere Fahrt fort . . ."

„Und dann?"

„Nun, was dann?"

„Dann befinden Sie ſich erſt recht inmitten zweier Feinde."

Peter lächelte mit ungläubiger Miene und erwiderte: „Aha, ich merke, worauf Sie losſteuern. Vergebliche Mühe! Die Schiffer ſind brave Burſche.“—

„Trau', ſchau', wem?“ warnte der Graf.

„Sie werden mein Vertrauen nicht erſchüttern. Mader kenn' ich ſchon lange.“ —

„Und den Anderen?“

„Der Andere wurde mir von Mader empfohlen.“

„Wenn nun Mader ein Schurke wäre und der Andere ſein Genoſſe?“

„Es dürfte Ihnen ſchwer fallen, dies zu beweiſen.“

„Leichter als Sie glauben.“

„Dann ſprechen Sie.“

„Mader“, begann Dolabella, „hat ſich mit Depaul in Einverſtändniß geſetzt.“

„Er mußte dies, um den Gegner zu täuſchen. Wie wenig aufrichtig er es mit dem Jäger meinte, beweiſt, daß er mir ſogleich das Scheincomplot entdeckte.“ —

„Hat er Ihnen auch mitgetheilt, in welcher Weiſe der Untergang des Bootes herbeigeführt werden ſollte?“

„Nein!“

„Er muß ſeine Gründe haben, zu verſchweigen, daß er zu dem erwähnten Zwecke in Depaul's Beiſein Vorkehrungen traf.“

Peter glotzte den Ausreißer an, dieſer fuhr fort:

„Nun will ich eine Frage an Sie richten, wohin iſt jener Mann gekommen, der ſich mit dem zweiten Schiffer hinter mir im Kahne befand?“

„Der Schiffer ſagte mir: während Mader zu ihm in den Kahn ſtieg, habe Ihre Kugel jenen Mann getödtet und er habe die Leiche in's Waſſer geworfen.“

„Das iſt eine niederträchtige Lüge. Jener Unglückliche ward wohl von meiner Kugel getroffen, allein die Wunde konnte keineswegs gefährlich ſein, denn als der Schiffer ihn in's Waſſer warf, ſah ich deutlich, wie er ſich zu dem Kahne hinarbeitete und wie der Schiffer ihm mit dem Ruder einen Stoß verſetzte, in Folge deſſen er unterſank und nicht wieder an die Oberfläche kam.“

Peter's Antlitz überzog ſich mit Leichenbläſſe.

„Behaupten Sie nun noch, daß die Schiffer wackere Burſche ſind?“ fragte Dolabella mit Nachdruck.

Und da er hierauf keine Antwort erhielt, ſetzte

er hinzu: „Meinen Sie, in Geſellſchaft dieſer beiden Menſchen ſicher zu ſein?“

„Herr Bergmann“, ſtammelte beſtürzt der Vertraute des Barons, „wenn was Sie ſagen, Wahrheit iſt . . .“

„Ich ſchwöre Ihnen, bei meinem eigenen Heil, daß ich den Mord deutlich und genau ſah. Mader verſchwieg Ihnen, daß er, wie Sie ſich durch eine Unterſuchung leicht überzeugen können, in dem Boden des Bootes ein Loch mit einer Klappe gemacht, um das Fahrzeug untergehen zu laſſen, ſobald er es für zweckmäßig erachtet; der andere Schiffer tödtet Ihren Gefährten, der nur leicht verwundet iſt, was ſchließen Sie daraus? Wohl nichts Anderes, als daß die Schufte, nachdem ſie den äußeren Feind beſiegt, auch Sie bei Seite zu ſchaffen gedenken, um mit der Ladung des Bootes freies Spiel zu haben.“

Die richtige Logik des Deſerteurs machte Peter's Vertrauen zu Mader und ſeine bisherige Zuverſicht bis in den Grund zuſammenſtürzen; Angſt und Rathloſigkeit malten ſich auf ſeinem Geſichte.

„Herr Bergmann“, preßte er endlich mühſam hervor, „Sie enthüllen einen Abgrund vor mir.

Einerseits von dem Jäger, andererseits von den Schiffern bedroht, was soll ich beginnen?"

„Das eben", erwiderte der Graf von Dolabella, im Herzen über diesen Erfolg triumphirend, „ist wohl zu überlegen!"

Ende des zweiten Theiles.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.